

## Unverkäufliche Leseprobe



Nicholas D. Kristof / Sheryl WuDunn

### **Ein Pfad entsteht**

**Chancen eröffnen,  
Leben verändern.**

Inspirierende Geschichten  
aus der ganzen Welt

C.H.Beck

### **Nicholas D. Kristof / Sheryl WuDunn** **Ein Pfad entsteht**

Chancen eröffnen, Leben verändern  
Inspirierende Geschichten aus der ganzen Welt

384 Seiten mit 59 Abbildungen. Gebunden  
ISBN: 978-3-406-68311-4

Weitere Informationen finden Sie hier:  
<http://www.chbeck.de/14942035>

Nicholas D. Kristof  
Sheryl WuDunn

# Ein Pfad entsteht

**Chancen eröffnen,  
Leben verändern**

Inspirierende Geschichten  
aus der ganzen Welt

Aus dem Englischen  
von Karl Heinz Siber

C.H.Beck

Unkorrigierte Leseprobe

Wir bitten Sie, Rezensionen nicht  
vor dem 18. September 2015 zu veröffentlichen.



希望本无所谓有, 无所谓无. 这正如地上的路,  
其实地上本没有路, 走的人多了, 也便成了路

Hoffnung ist wie ein Pfad in der Wildnis. Am Anfang ist da  
nichts – doch wenn Menschen denselben Weg immer wieder  
gehen, entsteht ein Pfad. *Lu Xun, chinesischer Schriftsteller, 1921*

## Über die Autoren

Nicholas D. Kristof und Sheryl WuDunn sind das erste verheiratete Journalistenpaar, das mit dem Pulitzer-Preis ausgezeichnet wurde, gemeinsam geehrt für ihre Berichterstattung über China als Korrespondenten der *New York Times*. 2009 wurden sie mit dem *Dayton Literary Peace Prize* für ihr Lebenswerk ausgezeichnet. Nicholas Kristof erhielt einen zweiten Pulitzer-Preis für seine Kolumnen über Darfur in der *New York Times*, für die er auch als Büroleiter in Hongkong, Peking und Tokio tätig war. Sheryl WuDunn hat für die *New York Times* als Wirtschaftsredakteurin und als Auslandskorrespondentin in Tokio und Peking gearbeitet. Heute arbeitet sie im Bankwesen.





Bei C.H.Beck ist von Nicholas Kristof und Sheryl WuDunn erschienen: *Die Hälfte des Himmels. Wie Frauen weltweit für eine bessere Zukunft kämpfen* (<sup>3</sup>2010, bsr <sup>2</sup>2013)

## Über das Buch

Rachel wünscht sich zu ihrem neunten Geburtstag nur ein wenig Geld: 300 Dollar, damit in armen Gegenden der Welt neue Brunnen gebaut werden können. Als das Geld nicht zusammenkommt, ist sie enttäuscht. Erst als sie wenig später nach einem Autounfall im Koma liegt, lassen sich die Menschen von ihrem großen Herzen bewegen und spenden. Am Ende sind es über eine Million Dollar – genug, um 37 000 Menschen mit sauberem Wasser zu versorgen.

Soziale Ungerechtigkeit herrscht überall – auf anderen Kontinenten und vor unserer eigenen Tür. Zahllose Menschen verurteilt sie schon als Kinder zu einem Leben in Armut. Doch Kinder sind zu jung, als dass man sie scheitern lassen dürfte. Das neue Buch der Pulitzer-Preisträger Nicholas Kristof und Sheryl WuDunn zeigt, wie jeder von uns auch mit einfachen Mitteln zwar die Welt nicht retten, aber doch Unglaubliches bewirken und das Leben anderer für immer verändern kann.

In ihren sorgfältig recherchierten, bewegenden Reportagen berichten Kristof und WuDunn von den wahren Ursachen der Ungleichheit. Wichtiger noch: Sie machen Mut. Denn sie erklären, wie wir wirklich etwas verändern können. Und sie erzählen von Menschen, die mit ihrer Intelligenz, ihrer Beharrlichkeit, ihrer Phantasie anderen die Chance für ein besseres Leben eröffnet haben. Wir müssen keine Heiligen sein, um anderen zu helfen. Denn «niemand ist je vom Geben arm geworden» (Anne Frank).

## Stimmen zur amerikanischen Ausgabe

«Niemand erklärt die gesellschaftlichen Herausforderungen unserer Zeit und die moralische Notwendigkeit, sie anzunehmen, besser als Nick Kristof und Sheryl WuDunn. *Ein Pfad entsteht* gibt einen inspirierenden Überblick über die vielen simplen und effektiven Arten und Weisen, auf die wir uns mit unseren Herzen und Begabungen dafür einsetzen können, Hoffnung zu säen und Chancen zu schaffen, sowohl in unserem eigenen Land als auch auf der ganzen Welt. Das Buch ist eine entschiedene Mahnung: Die Tatsache, dass wir nicht alles tun können, bedeutet noch lange nicht, dass wir nichts tun sollten.»

*Bill Clinton*

«Notleidenden Menschen auf der ganzen Welt dabei zu helfen, ihr eigenes Leben zu verändern, ist eine Herausforderung, durch die wir selbst gewinnen und die wir als Bürger einer globalen Gemeinschaft alle teilen. Dieses Buch ist eine beflügelnde Anleitung für alle, die sich fragen, wie viel ein einzelner Mensch bewegen kann, um die Hoffnung in der Welt zu vermehren.»

*Jimmy Carter*

«Harte Fakten, Geschichten aus Fleisch und Blut – das geschriebene Wort ist ihr Megaphon. Sie schreiben, wir lesen, und unsere Sicht auf die Welt ist eine andere. Nicks und Sheryls präzise Argumentation und ihre fließende Sprachgewalt bringen die Leser dazu, sich zu engagieren ... mich selbst eingeschlossen.»

*Bono*



«Dieses Buch öffnet einem die Augen. Es fragt, wie jeder Einzelne zu positiven Veränderungen beitragen kann, und nimmt die außergewöhnlichen Menschen hinter jenen Organisationen in den Blick, die solche Veränderungen in Gang setzen. Die Sehnsucht der Autoren, andere dazu zu ermuntern, gute Zwecke zu unterstützen, die Lage in fremden Ländern besser kennenzulernen und den besten Weg zu suchen, um ihren Mitmenschen zu helfen – diese Sehnsucht ist eine große Inspiration.»

*Angelina Jolie*

«Nick Kristof und Sheryl WuDunn haben uns allen einen großen Dienst erwiesen, indem sie die Probleme ins Licht gerückt haben, vor denen die Armen stehen. Diese wahren Geschichten von Menschen, die um ihr Überleben und für bessere Chancen kämpfen, erinnern uns mit aller Macht daran, dass Armut komplex und schmerzhaft ist, dass aber der Ruf nach Veränderung es nicht sein muss. Voller Verständnis, Mitgefühl und Optimismus zeigen uns die Autoren, dass wir alle einen Anteil daran haben können, dass die Welt ein besserer Ort wird. *Ein Pfad entsteht* ist ein unwiderstehliches Buch, das den Blick verändert und jeden mit Energie erfüllt.»

*Bill und Melinda Gates*

«Ehrlich – nur Schurken und Heilige können dieses Buch ohne Gefahr lesen. Alle anderen werden es gleichermaßen erschütternd und ermutigend finden. So ging es mir. Wenn Sie mit Ihrem Leben weitermachen wollen wie bisher, dann ignorieren Sie dieses Buch.»

*Paul Collier, The New York Times*

«*Ein Pfad entsteht* (...) ist ein Beispiel für starken Journalismus, von großer Schlagkraft und ausgezeichnet recherchiert. (...) Das Buch vermeidet das allzu einfache Mittel, die Leser durch ihre Schuldgefühle zu manipulieren. Am Ende des Buches werden die meisten eine unbequeme Unruhe und den Ansporn verspüren, etwas auf dieser Welt zu bewirken, egal wie viel, denn es geht allein darum, sich stärker einzubringen und damit intensiver zu leben.»

*Rick Bass, The Boston Globe*

«Die Geschichten, die Kristof und WuDunn erzählen, flößen einem Mut und Begeisterung ein (...) Es gibt so viele Probleme auf der Welt und so viele Organisationen, die einen um Spenden bitten, dass wir uns manchmal überfordert fühlen. Die Autoren helfen uns, eine Schneise zu schlagen und jenen Pfad zu finden, auf dem wir etwas zum Guten verändern können.»

*National Geographic*

«Fesselnd und lehrreich (...) Kristofs und WuDunns leidenschaftliches Engagement dafür, dass wirklich etwas passiert, ist geradezu ansteckend.»

*Publishers Weekly*



Nicholas D. Kristof  
Sheryl WuDunn

# **Ein Pfad entsteht**

Chancen eröffnen,  
Leben verändern

Inspirierende Geschichten  
aus der ganzen Welt

**Leseprobe**



# Inhalt

## ERSTER TEIL

### Auftrieb für neue Lebenschancen

|                |                                                                                                      |
|----------------|------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| KAPITEL EINS   | <b>Einleitung: Ein sinnerfülltes Leben</b>                                                           |
| KAPITEL ZWEI   | <b>Ein Tropfen auf den heißen Stein</b><br>Menschenleben verändern, Perle für Perle                  |
| KAPITEL DREI   | <b>Von der Anekdote zum Beweis</b><br>Donuts mit CARE                                                |
| KAPITEL VIER   | <b>Das Land der Möglichkeiten –<br/>wenn man sie früh genug ergreift</b><br>Rettet die Kinder        |
| KAPITEL FÜNF   | <b>Die 30-Millionen-Wörter-Lücke</b><br>Ein Sommersprungbrett für Kinder                             |
| KAPITEL SECHS  | <b>Wer schnappt sich das Marshmallow?</b><br>Mrs. Grady und der Junge,<br>der sie zum Heulen brachte |
| KAPITEL SIEBEN | <b>Coaching für Problem-Teenager</b><br>Ein Meilenstein für Jessica                                  |
| KAPITEL ACHT   | <b>Die Macht der Hoffnung</b><br>Ein Kenianer namens Kennedy                                         |
| KAPITEL NEUN   | <b>Ein Arzt, der Gewalt behandelt</b><br>Wiedergeburtshelfer                                         |

## KAPITEL ZEHN

**Kampfansage an das Geschäft  
der sexuellen Ausbeutung**  
Shanas Comeback

## ZWEITER TEIL

### **Eine Reform der Kunst des Helfens**

## KAPITEL ELF

**Wohltätigkeit: Auf der Suche  
nach der Revolution**  
Der größte Bang für  
den philanthropischen Buck

## KAPITEL ZWÖLF

**Die Madison Avenue hilft den Bedürftigen**  
Lehrstunden von einem Hohepriester

## KAPITEL DREIZEHN

**Rationalisierungseffekte beim Gutes tun**  
Die lösbare unlösbare Aufgabe:  
Eine gesunde, glückliche Mahlzeit

## KAPITEL VIERZEHN

**Auch Große können Gutes tun**  
Das perfekte Produkt:  
Sauberes Wasser für wenig Geld

## DRITTER TEIL

### **Geben, empfangen, leben**

## KAPITEL FÜNFZEHN

**Ein natürliches Hochgefühl:  
Zur Neurologie des Gebens**  
Die langweiligste Hilfsmaßnahme der Welt

## KAPITEL SECHZEHN

**Wenn soziale Netzwerke einen  
Brunnen bohren**  
Zum Gedenken an ein Mädchen

KAPITEL SIEBZEHN

## **Das Überleben der Gütigen**

Die Philanthropie der Armen

KAPITEL ACHTZEHN

## **Heilen durch Helfen**

Karrieren als Zugabe

KAPITEL NEUNZEHN

## **Hundert Blumen blühen**

Hundert Millionen Bücher

KAPITEL ZWANZIG

## **Ein Code des Lebens**

Sechs Schritte, die Sie in den nächsten  
sechs Minuten tun können

**Eine Geschenkliste**

**Liste nützlicher Organisationen**

**Danksagung**

**Anmerkungen**

**Register**





## Einleitung: Ein sinnerfülltes Leben

Es genügt nicht, fleißig zu sein –  
das sind auch die Ameisen.  
Die Frage ist: Wofür sind wir fleißig?  
Henry David Thoreau

Rachel Beckwith hätte es ungern zugegeben, aber ihr neunter Geburtstag war ein kleines bisschen enttäuschend verlaufen. Das Mädchen aus der Gegend um Seattle hatte kurz vorher in ihrer Kirche einen für sie erschütternden Vortrag über den Mangel an sauberem Wasser in vielen Teilen der Welt gehört. Rachel hatte daher ihre Freunde und Verwandten gebeten, ihr keine Geburtstagsgeschenke zu machen, sondern stattdessen Geld an eine Organisation namens charity:water zu spenden, die in armen Dörfern in aller Welt Brunnen bohrt. Rachel setzte sich zum Ziel, 300 Dollar zusammenzukriegen, und verfolgte die eingehenden Spendenzusagen aufmerksam auf der Geburtstagsseite, die charity:water auf der Website der Organisation für sie eingerichtet hatte.

Dieser Website konnte sie entnehmen, dass alle möglichen Leute ihre Geburtstage oder andere Anlässe dazu nutzten, Geld für das Anlegen von Brunnen in den Dörfern bedürftiger Menschen auf der anderen Seite des Globus einzusammeln. Da gab es Liz und Kirk Ward, die bei ihrer Hochzeit die Liste ihrer Wunschgeschenke zu einer Brunnen-spenden-Liste umfunktioniert hatten, oder Ezraa Magaram, der anlässlich seiner Bar-Mizwa 5804 Dollar eingeworben hatte, mehr als das Doppelte dessen, was er sich als Ziel gesetzt hatte. Frank und Megan Danna richteten zur Feier der Geburt ihrer Tochter Emma eine Spendenseite bei charity:water ein, auf der 735 Dollar eingingen. Timmy Ho schwor für die Dauer eines Jahres dem Alkohol ab und mobilisierte auf diese Weise 1306 Dollar. Und Erica Hanna funktionierte den Kampf gegen ihr Übergewicht in eine Spendenkampagne für einen Brunnen um. Rachel fand es aufregend zu sehen, mit welchem großem Erfolg alle diese Menschen Spenden sammelten, und empfand im Ver-

gleich dazu das Ergebnis ihrer eigenen Spendenaktion als leicht enttäuschend: Sie brachte nur 220 Dollar zusammen, deutlich weniger, als sie sich vorgenommen hatte.

Rachel hatte, von ihrer Familie bestärkt, schon früher ein Bedürfnis an den Tag gelegt, selbstlos zu geben. Im Alter von fünf Jahren erfuhr sie in der Schule von einer Organisation namens Locks of Love, die aus gespendetem Haar Perücken für Kinder fertigen lässt, die wegen Krebs oder anderer Krankheiten keine Haare mehr haben. Rachel äußerte den Wunsch, ihr langes Haar abschneiden zu lassen und es an Locks of Love zu schicken. «Es war ihr erster Haarschnitt, deshalb hatte sie sehr langes Haar, aber sie sagte, sie wolle den Krebskindern helfen», erinnert sich ihre Mutter Samantha Paul. Nach dem Haarschnitt erklärte Rachel, sie wolle ihre Haare wieder lang wachsen lassen und sie nach ein paar Jahren erneut an Locks of Love spenden. Und das tat sie dann auch. Rachel empfand die Erfahrung des Gebens als zutiefst befriedigend, und das war der Grund dafür, dass sie mit so großem Eifer daran ging, ihren Geburtstag für die Sammlung von Spenden an charity:water zu nutzen. Umso frustrierender war es für sie, dass sie jedes Mal, wenn sie voller Hoffnung online ging und ihre Geburtstagsseite anwählte, den unverändert gebliebenen Geldbetrag erblickte, der deutlich unter ihrer Zielmarke lag.

Keine sechs Wochen nach Rachels neuntem Geburtstag geschah das Unheil: Sie und ihre Familie waren auf der Autobahn unterwegs, als zwei Lastwagen aufeinanderprallten. Von der Ladefläche des einen rollten Holzstämme auf die Fahrbahn, was zu Auffahrunfällen mit insgesamt 13 beteiligten Autos führte. Das Auto der Beckwiths wurde eingekellt, und während die anderen Insassen mit leichten Blessuren davonkamen, erlitt Rachel lebensgefährliche Verletzungen. Im Verlauf der folgenden Tage fanden sich Mitglieder der Kirchengemeinde und Freunde bei der Familie ein, um Trost zu spenden und für Rachels Genesung zu beten, aber sie suchten auch nach einer handfesteren Möglichkeit, ihre Solidarität zu zeigen. Sie erinnerten sich an Rachels Geburtstagsspende für charity:water, klickten die noch vorhandene Website an und trugen weitere Spenden ein. Bald überschritt der Spendenbetrag Rachels Zielmarke von 300 Dollar, dann auch die 1000-Dollar-Marke. Während das Mädchen in der Klinik um sein junges Leben rang, stieg die Spendensumme unaufhaltsam weiter, auf über



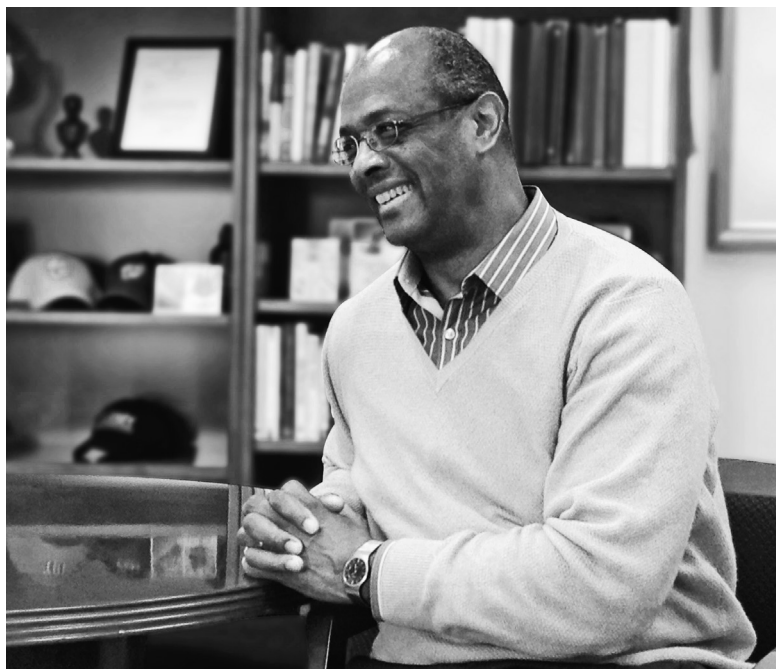
Zu ihrem neunten Geburtstag wünschte sich Rachel Beckwith 300 Dollar als Spenden für den Bau eines Brunnens

5000 und schließlich über 10 000 Dollar. Die um Rachels Krankenbett versammelten Angehörigen konnten ihr bald zuflüstern – ohne zu wissen, ob die im Koma Liegende es hören und verstehen konnte –, dass sie den bisherigen Rekordhalter Justin Bieber, der an seinem Geburtstag 47 544 Dollar für charity:water aufgebracht hatte, übertroffen hatte. «Ich glaube, sie war insgeheim in ihn verknallt, was sie aber nie zugegeben hätte», sagt Samantha Paul. «Ich bin sicher, sie wäre außer sich vor Freude gewesen.»

Es wurde bald deutlich, dass Rachel nie wieder gesund werden würde, und so fasste ihre Familie den herzerbrechenden Entschluss, die lebenserhaltenden Systeme abschalten zu lassen. Rachel starb im Kreis ihrer liebsten Angehörigen und hinterließ eine um sich greifende Le-

gende von der letzten Spendenkampagne eines sterbenden Mädchens. Menschen aus der ganzen Welt besuchten, bewegt von Rachels Geschichte und ihrem großen Herzen, die Website und überwiesen Geld, oft einstellige Dollarbeträge. Ein fünfjähriges Mädchen spendete den ganzen Inhalt ihres Sparschweins: 2,27 Dollar. Samantha Paul sprach eindrucksvoll über den Traum ihrer Tochter und löste damit weitere Wellenbewegungen in den sozialen Medien aus, so dass die Spendensumme auf über 100 000 und schließlich auf über 500 000 Dollar stieg. Am Ende erbrachte die von Rachel gestartete Kampagne 1 265 823 Dollar, genug, um sauberes Wasser für 37 000 Menschen zu erschließen. Die sozialen Netzwerke brachten es fertig, eine Tragödie in einen Triumph umzumünzen, eine Reverenz und ein Tribut an Rachels Leben und Wertvorstellungen, der eine halbe Welt entfernt das Leben von Kindern retten und ihnen zu einer besseren Gesundheit verhelfen sollte. Ein Jahr nach dem Tod Rachels reiste Samantha nach Afrika und sah mit eigenen staunenden Augen, wie viel Gutes ihre kleine Tochter in so vielen äthiopischen Dörfern bewirkt hatte.

Für eine Mutter gibt es natürlich nichts, was den Schmerz über den Verlust einer neunjährigen Tochter vertreiben könnte. Aber Samantha Paul freute sich zu sehen, was dank ihrer Tochter geschaffen worden war, und sie war zutiefst bewegt sowohl von der Euphorie der Dorfbewohner über das saubere Trinkwasser als auch von dem Mitgefühl, das sie ihr bezeugten. Die neuen Brunnen konnten den Tod Rachels nicht ungeschehen machen, aber sie konnten die Trauer um sie zumindest ein wenig aufhellen, so dass der Verlust der Tochter, dessen Sinnlosigkeit Samantha sonst mit ohnmächtigem Zorn erfüllt hätte, so etwas wie einen nachträglichen Sinn bekam. «In manchen Momenten war es ein bisschen überwältigend für mich», erinnert sich Samantha. «Ich redete mit einer Frau, die selbst Kinder hatte, und sie brach in Tränen aus. Sie war aufrichtig gerührt und dankbar für das, was Rachel sich gewünscht hatte. Sie erzählte mir, dass sie mit ihren Kindern über Rachel spricht und sie daraus etwas über Liebe und das Glück des Gebens lernen. Diese Menschen besitzen viel weniger, als Rachel hatte, und jetzt zu erfahren, dass Rachel für sie zu einem Vorbild für das Geben und für bedingungslose Liebe geworden ist, das war wirklich, wirklich bewegend.» Als ihr Auto über holprige Straßen von dem Dorf wegfuhr, krümmte Samantha Paul sich zusammen und weinte.



Lester Strong

Ganz anders verlief die Kindheit von Lester Strong. Als er in der dritten Klasse war, eröffnete seine Lehrerin seinen Eltern, dass der kleine Lester im Unterricht nicht mitkomme und im Grunde nicht lernfähig sei. Die Schule verwendete die Formulierung «geistig zurückgeblieben». Sie riet seinen Eltern, nicht «ihre Zeit zu verschwenden» mit dem Versuch, Lester eine Schullaufbahn zu ermöglichen; er sei lediglich für körperliche Arbeit zu gebrauchen und könne im besten Falle lernen, seinen Alltag selbstständig zu meistern. Die Lehrerin demütigte Lester, indem sie sein Pult in den Korridor hinausstellte und ihn dort allein sitzen ließ, womit er das Stigma eines hoffnungslosen Dummkopfs weg hatte. Lester war eines von acht Kindern der Familie Strong, die ein kleines Stück außerhalb von Pittsburgh lebte. Seine Eltern –

sein Vater hatte nur acht Schuljahre absolviert – hatten zu viel um die Ohren, um ihm wirklich helfen zu können. Alles deutete darauf hin, dass Lester zu den vielen jungen Afroamerikanern gehörte, die nie die Chance einer guten Ausbildung erhalten würden.

Zu seinem Glück hatte Lester drei Mentoren: einen Friseur, einen Prediger und die Mutter eines Freundes. Alle drei waren überzeugt, dass er lernfähig war, und sagten ihm das immer wieder. Sie sahen abends seine Hausaufgaben durch, sichteten seine Noten und Zeugnisse, um Anzeichen für eine Besserung zu finden, und trainierten mit ihm das Verhalten in der Schule. Das Wichtigste war, dass sie ihm Zuversicht einflößten. Diese erwachsenen Mentoren veränderten Lesters Leben: Er musste zwar die dritte Klasse wiederholen, doch dann hielt ihn nichts mehr auf: Die vierte Klasse absolvierte er mit Auszeichnung und wechselte dann in die High School, wo er den Preis als bester Schüler seines Jahrgangs gewann. Er wurde für das Programm National Merit Scholar ausgewählt und erhielt ein Stipendium für den Besuch des Davidson College. Danach studierte er Wirtschaftswissenschaften an der Columbia University und machte in der Folge Karriere als Reporter und leitender Redakteur beim Fernsehen; er ging nach Boston und brachte es zum Moderator einer allabendlichen Nachrichtensendung.

In seinen späteren Lebensjahren wuchs in Lester Strong der Wunsch, etwas Erfüllenderes zu tun. «Ich spürte das Verlangen, etwas zurückzugeben», erinnert er sich. «Ich wollte dazu beitragen, dass Kinder nicht mehr abgeschrieben werden, wie es mir beinahe passiert war.» So kam es, dass Strong mit 60 Jahren eine neue Aufgabe als Geschäftsführer des Experience Corps übernahm, einer Organisation, die Freiwillige ab 55 Jahren als Mentoren für Kinder rekrutiert.

«Ich weiß, wie viel ein älterer Erwachsener bewirken kann, der einem Kind liebevolle und strukturierte Aufmerksamkeit schenkt, das nicht daran gewöhnt ist, so etwas zu bekommen», sagt Strong.

Das Experience Corps hat heute 1700 Freiwillige unter Vertrag, die als Mentoren für 30 000 Schüler in den gesamten Vereinigten Staaten tätig sind, vom Kindergartenalter bis zur dritten Grundschulklasse und typischerweise an Schulen in unterprivilegierten Wohngebieten. Ein Freiwilliger des Experience Corps betreut in der Regel eine kleine Gruppe von Kindern 15 Stunden die Woche über das gesamte Schuljahr hin-

weg, leitet sie an, wie man eine Bibliothek nutzt und Bücher auswählt, und öffnet ihnen die Augen dafür, wie spannend Lesen sein kann.

Dr. Gary Slutkin war zurück in seiner Heimatstadt Chicago, und er fühlte sich kribbelig. Er war ein nicht mehr ganz taufischer Facharzt für Infektionskrankheiten und hatte den größten Teil seiner Berufslaufbahn in San Francisco und Afrika mit dem Kampf gegen Tuberkulose, AIDS und Cholera verbracht. Doch die Arbeit in Flüchtlingslagern hatte ihn ausgebrannt, seine Ehe war zu Bruch gegangen, und seine Eltern waren in einem Alter, in dem sie seine Hilfe brauchten. Er hatte keine Vorstellung davon, welcher Arbeit er nachgehen wollte.

Während er noch die Optionen sortierte, hörte und las Slutkin immer wieder von der Bandengewalt in Chicago, von Zehnjährigen, die auf Gleichaltrige schossen. Das schockierte ihn, zumal es ihn an Somalia und andere Orte erinnerte, die er kennengelernt hatte. Er begann, sich mit der Gewalt in Großstädten zu beschäftigen, vertiefte sich in Tabellen und Diagramme über Schießereien und andere Gewaltverbrechen – und stieß auf Muster, die ihm als gelerntem Epidemiologen seltsam vertraut vorkamen.

«Mir kam der Gedanke: Das ist eine ansteckende Krankheit», sagt er. Je intensiver Slutkin sich mit der großstädtischen Gewalt beschäftigte, desto klarer wurde ihm, dass es eine Fehldiagnose war, in ihr nur ein strafrechtliches Problem zu sehen, wo es sich doch in vielerlei Hinsicht um eine Art Epidemie handelte, analog zu Cholera oder Lepra. Ansteckende Krankheiten breiten sich innerhalb von Gruppen anfälliger Personen aus, deren Abwehrkräfte geschwächt sind oder deren Immunsystem gestört ist. Wie Gary Slutkin erkannte, ist die Redensart von einer «Epidemie der Gewalt» mehr als bloß eine Metapher; der Impuls zu morden breitet sich tatsächlich in mancher Hinsicht wie eine ansteckende Krankheit aus.

«Es ist genau so, wie eine Tuberkulose eine Tuberkulose auslöst oder eine Grippe eine Grippe», sagt Slutkin. «Nur dass Gewalt eben Gewalt auslöst.»

Als Slutkin zu der Erkenntnis gelangt war, dass man Gewalt wenigstens teilweise als ansteckende Krankheit betrachten kann, beschloss er, diese Gewalt als ein Problem der öffentlichen Gesundheitspflege zu behandeln und die Epidemie einzudämmen. Er gründete eine





Dr. Gary Slutkin hat seine Kenntnisse über ansteckende Krankheiten genutzt, um die Gewaltkriminalität in amerikanischen Großstädten zu bekämpfen

Organisation namens Cure Violence und suchte vorbestrafte Personen und ehemalige Bandenmitglieder, um sie als Gesundheitsaktivisten zu rekrutieren, die mithelfen sollten, die Ansteckungsketten zu kappen. Wenn jemand angeschossen wird, begeben sich diese Helfer ans Krankenbett und argumentieren gegen einen Vergeltungsschlag. Sie finden heraus, ob jemand bedroht wird, und handeln friedliche Lösungen aus. Auf einer allgemeineren Ebene versuchen sie, Denkstrukturen ganzer Gemeinschaften dahingehend zu ändern, dass diejenigen, die Gewalt anwenden, damit mehr Verachtung als Bewunderung ernten. «Gewalt ist ein angelerntes Verhalten», sagt Gary Slutkin. «Man kann es sich auch abgewöhnen.»

In den zurückliegenden Jahren hat der Ansatz, den Cure Violence

verfolgt, Nachahmer in anderen Städten sowohl in den USA als auch in anderen Ländern gefunden, sogar im Irak und in Kolumbien. Die Ergebnisse sind bemerkenswert. Wissenschaftliche Auswertungen haben ergeben, dass Cure Violence die Zahl lebensgefährlicher Gewaltakte um ein Viertel oder mehr vermindern kann, und das zu vernachlässigbaren Kosten. Gary Slutkin ist überzeugt, dass der Ansatz, wenn man an den richtigen Stellschrauben dreht und genug Ressourcen zur Verfügung stellt, 70 Prozent aller Todesfälle durch Mord und Totschlag verhindern könnte.

Rachel Beckwith, Lester Strong und Dr. Gary Slutkin verkörpern ein Verlangen danach, unsere Menschlichkeit zum Ausdruck zu bringen, indem wir innovative und wirksame Mittel und Wege finden, um etwas zurückzugeben. Wir sehnen uns nach Sinnhaftigkeit in unserem Leben, und eine Art und Weise, sie zu finden, besteht darin, uns für eine Sache einzusetzen, die größer ist als wir. Dieses Buch handelt von Erneuerern, die unter Anwendung von Forschungsergebnissen, empirisch geprüften Strategien und manchmal auch glänzenden eigenen Ideen versuchen, Gewalt einzudämmen, Krankheiten zu bekämpfen, mehr Bildung zu ermöglichen, Lebenschancen zu vergrößern und zu vermehren – nicht nur in ihrem eigenen Umfeld, sondern auch anderswo auf der Welt. Indem sie das tun, zeigen sie uns anderen konkrete Wege auf, die auch wir einschlagen können, um die Welt zum Besseren zu verändern. Manche der Menschen, die wir hier vorstellen, trommeln Geld zusammen oder spenden es, wie Rachel und ihre Angehörigen und Bewunderer, die eine Tragödie in eine ansteckende, inspirierende Kampagne ummünzten. Manche betätigen sich organisatorisch, wie Slutkin und Strong. Viele weitere bringen sich als Fußtruppen ein. Alle zusammen sind sie Teil einer Revolution in der Art und Weise, gesellschaftliche Probleme anzupacken, indem sie neues Wissen, Disziplin und Erfahrung in den Kampf gegen Armut und Ungerechtigkeit einführen. An vielen Fronten, von kriselnden Schulen in den USA bis zu grassierenden Darmparasiten in Afrika, zeigen sie uns faszinierende neue Mittel und Wege, für Verbesserungen zu sorgen; die erzielten Fortschritte sind in manchen Fällen verblüffend.

So viele gesellschaftliche Probleme, denen wir uns im 21. Jahrhundert gegenübersehen, erscheinen überwältigend und unlösbar. Wir er-

kunden die Marsoberfläche und bringen Telefone in Armbanduhren unter, schaffen es aber nicht, die Sicherheit von Familien in Großstädten zu gewährleisten. Wir können subatomare Partikel wie das Gluon kartieren und können Roboter bauen, die ein Auto fahren, auf gesprochene Sätze antworten und am Schachbrett Großmeister besiegen, und zugleich akzeptieren wir zähneknirschend das Scheitern unserer Bemühungen, Kinder an die Schule zu binden und sie von Drogen und Banden fernzuhalten. Viele von uns wissen, dass es falsch und unfair ist, dass amerikanische Jungen, die in bestimmten Postleitzahlbezirken aufwachsen, mit größerer Wahrscheinlichkeit im Gefängnis als auf einem College landen, doch wir heben resignierend die Hände und finden uns mit der Unausweichlichkeit des Gettolebens ab. Gewalt und Armut sind und bleiben, ob im Kongo oder in Chicago, übermächtige Realitäten.

Wir starteten unser eheliches Leben als Auslandskorrespondenten der *New York Times* und fragen uns seit Jahren immer wieder, wie wir es besser als bisher schaffen könnten, die Missstände um uns herum anzupacken. Nicht jeder ist in der Lage, bei der Bekämpfung der Kriminalität in den schlimmsten Wohnvierteln einer Stadt mitzuhelfen oder ehrenamtlich in einer Schule mitzuarbeiten; so beschränken sich die meisten von uns auf vereinzelte Aktionen wie eine Spende hier oder dort. Wie viele Amerikaner haben wir einen Job, den wir behalten wollen und müssen, und haben viel Zeit und Mühe in die Erziehung unserer Kinder investiert. Daneben haben wir im Rahmen unserer bescheidenen Möglichkeiten Ausschau nach großen Werken und Persönlichkeiten gehalten, die wir unterstützen könnten. Wir sind keine regelmäßigen Kirchgänger, die sich mit ihren Spenden auf Projekte einer bestimmten Religionsgemeinschaft konzentrieren, und obwohl wir immer den Wunsch hatten, etwas zu geben, waren wir oft ziemlich ratlos, wenn es galt, eine Auswahl aus den wohltätigen und gemeinnützigen Organisationen zu treffen, die uns mit ihren Spendenaufrufen überschwemmten. Im Grunde war es uns ein Rätsel, wie wir es anstellen sollten, sowohl im eigenen Land als auch im Ausland zu helfen. Schließlich gingen wir daran zu recherchieren, wie wir und andere es besser bewerkstelligen können, Gutes zu bewirken – wie wir mithelfen können, einen effektiven Wandel einzuleiten. Dieses Buch ist das Ergebnis unserer Bemühungen.

Die Amerikaner gehören zu den großzügigsten Völkern, auch wenn sie vielleicht nicht ganz oben auf der Rangliste stehen. Der World Giving Index, der den Versuch darstellt, Großzügigkeit im Ländervergleich zu messen, wartet Jahr für Jahr mit abweichenden Resultaten auf, aber in einer Fünfjahresbilanz landete Australien auf dem Spitzenplatz, gefolgt von Irland und den Vereinigten Staaten. Fast drei Viertel der 335 Milliarden Dollar, die Amerikaner pro Jahr spenden, kommen von Einzelpersonen. Die Spendenbereitschaft ist im Prinzip unabhängig von der Schichtzugehörigkeit, doch erweisen sich arme und mittelständische Amerikaner als überdurchschnittlich großzügig. Menschen, die zu den unteren 20 Prozent der Einkommensbezieher gehören, spenden erstaunlicherweise einen höheren Anteil ihres Einkommens (3,2 Prozent) als Leute aus den obersten 20 Prozent (1,3 Prozent). Rund zwei Drittel aller Amerikaner geben mindestens einmal im Jahr eine Spende, durchschnittlich 1000 Dollar pro Kopf der Bevölkerung.

Menschen wirksam zu helfen, ist freilich schwerer, als es scheinen mag; die gute Absicht allein bringt es nicht. Nur selten lassen Leute beim Geldspenden so viel Intelligenz walten wie beim Geldverdienen, und ein nicht geringer Teil des Geldes, das für gute Zwecke gespendet wird, bewirkt offen gesagt nicht allzu viel Gutes. Wir haben beschlossen, uns auf Projekte zu konzentrieren, die Menschen in aller Welt größere Chancen eröffnen, schon weil Begabung breit verteilt ist, Chancen hingegen nicht. Große Begabungen haben wir in einer Wohnwagensiedlung in Kentucky ebenso angetroffen wie unter einem Baum in Darfur und in einer Hütte in einem entlegenen Gebirgswinkel Burmas. Ein Hindernis auf dem Weg zu mehr Chancengleichheit ist die Unterdrückung von Frauen und Mädchen in vielen Teilen der Welt – wir haben diese brennenden Missstände und den Kampf dagegen in unserem Buch *Die Hälfte des Himmels* beschrieben. Jetzt wollen wir ein weitwinkligeres Objektiv einsetzen, um weitere Hürden auf dem Weg zu mehr Chancengleichheit und die Möglichkeiten zu ihrer Überwindung zu untersuchen.

Uns ist klar, dass es noble Anliegen und gute Lösungen gibt, bei denen es nicht um Chancengleichheit geht: die Förderung von Hospizen für todkranke Krebspatienten, Refugien für gequälte Tiere, Kunststiftungen, die finanzielle Unterstützung für eine Kirche oder die Erfüllung eines sehnlichen Wunsches für ein krebskrankes Kind, wie sie die

Make a Wish Foundation vormacht. Das sind alles verdienstvolle Projekte, für die wir uns jederzeit aussprechen. Aber uns fasziniert auch die darüber hinausgehende Herausforderung, Lebenschancen gleichmäßiger zu verteilen, so dass die Aussichten eines Individuums weniger als bisher vom Zufall der Geburt abhängen. Fast die Hälfte aller Kinder, die dieses Jahr weltweit geboren werden, kommt mit einem großen Handikap zur Welt – sei es als Mädchen in einer Gesellschaft, in der das von Nachteil ist, sei es als Bewohner eines Ortes ohne anständige Schulen oder eines von brutaler Gewalt durchdrungenen Landes wie Somalia oder eines der von Banden terrorisierten Wohnviertel von Baltimore – und haben es daher viel schwerer als andere, ihr Potenzial auszuschöpfen. Diese Kinder sind Verlierer, aber auch die Welt ist auf der Verliererseite, weil sie um den Beitrag betrogen wird, den diese Kinder bringen könnten, wenn man ihnen mehr Chancen eröffnen würde. Wenn wir Chancen gleichmäßiger verteilen, können diese Menschen aufblühen und wachsen. Wir geben Billionen Dollar für die Milderung der Symptome der Armut aus (allein die Vereinigten Staaten haben seit 1965 20 Billionen Dollar in Sozialprogramme investiert), und vieles davon ist sicher lebenswichtig. Doch die wichtigere Aufgabe besteht darin, an den zugrundeliegenden Ursachen anzusetzen, und nach unserer Ansicht tragen diejenigen, die vom Zufall der Geburt begünstigt worden sind, eine gewisse Verantwortung dafür, bei der Korrektur dieser grundlegenden Ungerechtigkeiten und Ungleichheiten mitzuhelfen.

Die gute Nachricht ist, dass die Fachwelt immer gesichertere Erkenntnisse darüber gewinnt, wie effektive Hilfe aussieht. Wissenschaftler sind dabei, neue empirisch fundierte Ansätze zu entwickeln, und immer mehr Hilfsorganisationen verlegen sich darauf, die Ergebnisse ihres Tuns zu messen und nachzuverfolgen. Man kann also von einer im Entstehen begriffenen wissenschaftlichen Disziplin sprechen, die Erkenntnisse über die Optimierung des Helfens liefert. Jeder kann diese wissenschaftlichen Erkenntnisse anwenden und dann relativ sicher sein, dass Spenden etwas Gutes bewirken, auch weil Vorgehensweisen zur Verfügung stehen, die vor relativ kurzer Zeit noch nicht zuverlässig handhabbar gewesen wären. Evidence Action, eine auf den bahnbrechenden Arbeiten der Entwicklungsökonomin Michaela Kremer (Harvard), Esther Duflo (MIT) und Dean Karlan (Yale) aufbauen-

de Hilfsorganisation, gibt individuellen Spendern die Möglichkeit, für einen halben Dollar im Jahr die Entwurmung eines Kindes in Afrika zu finanzieren. Forschungen aus jüngster Zeit haben gezeigt, dass dies ein kostengünstiges Mittel ist, Kinder gesünder aufwachsen zu lassen und ihren Schulbesuch wahrscheinlicher zu machen. Ein Kind, das dank früherer Entwurmung in den Genuss einer besseren Gesundheit und Schulbildung kommt, wird als Erwachsener im Durchschnitt 20 Prozent mehr Geld verdienen – und das Ganze für einen Cent pro Woche, den wir heute spenden. Für eine Spende in Höhe von 1,98 Dollar kann Evidence Action ein Chloriergerät bereitstellen, das einer verarmten Familie ein Jahr lang sauberes Trinkwasser sichert. Dadurch können nachweislich Durchfallerkrankungen, die eine wesentliche Ursache für Kindersterblichkeit sind, um 40 Prozent reduziert werden.

Für diejenigen, die lieber Kindern im eigenen Land helfen möchten, gibt es ein Programm, in dessen Rahmen für eine Spende von 25 Dollar eine schwangere Frau, die raucht, über die Risiken für ihr Kind aufgeklärt wird, mit dem Erfolg, dass 14 Prozent der beratenen Frauen mit dem Rauchen aufhören. Rauchen während der Schwangerschaft erhöht die Testosteronproduktion in der Gebärmutter, was sich langfristig auf das Verhalten insbesondere männlicher Kinder auswirkt. Männer, deren Mütter während der Schwangerschaft geraucht haben, landen als Erwachsene mit einer signifikant erhöhten Wahrscheinlichkeit im Gefängnis. Wir werden in diesem Buch zeigen, dass und wie Initiativen, die den Drogenkonsum während der Schwangerschaft verringern, weitreichende positive Auswirkungen auf die Gesellschaft als Ganze haben können.

In den USA gibt es ein Programm, das es individuellen Spendern erlaubt, für 20 Dollar im Jahr ein «Leserezept» für ein in Armut lebendes Kind zu finanzieren, ausgestellt von einem das Kind behandelnden Arzt. Kinderbücher sind Teil der Verschreibung. Das Programm heißt Reach Out And Read und wird getragen von einem Netzwerk aus Ärzten und Firmen für Medizinbedarf; es versorgt Familien mit für kleine Kinder geeigneten Büchern und leitet die Eltern an, den Kindern vorzulesen und damit deren kognitive Entwicklung zu fördern. Das führt zu einer erheblichen Vergrößerung des Wortschatzes der Kinder wie auch der Zahl der Eltern, die ihren Kindern regelmäßig etwas vorlesen. Es handelt sich hier nicht um Patentrezepte, die Probleme über Nacht

wegzaubern; es sind jedoch simple, durch strenge Testreihen evaluierte Werkzeuge für die schrittweise Überwindung von Entwicklungshemmnissen – oder um es anders auszudrücken: Es sind Wege zu mehr Chancengleichheit.

Dank des Internets ist es heute sehr viel leichter als früher, die Auswirkungen einer getätigten Spende zu beobachten, denn eine bunte Schar von Sozialunternehmern hat vernetzte Organisationen aufgebaut, die als Vermittler zwischen Spendern und Empfängern fungieren. Conor Bohan, ein junger Amerikaner, verbrachte nach dem Collegestudium einige Zeit als Ski-Globetrotter in Europa, um sich dann, «auf der Suche nach etwas Anderem», 1996 als Oberschullehrer für Englisch auf Haiti zu verdingen. Die herausragende Schülerin an seiner Schule war Isemonde Joseph, und Conor erfuhr von ihr zu seinem Erstaunen, dass sie nach Abschluss der Schule einen Sekretärinnenkurs belegen wollte. Er fragte sie, weshalb sie nicht höhere Ansprüche an sich stellte, worauf sie ihm erklärte, es sei zwar ihr Traum, Ärztin zu werden, aber ihre Eltern, die nicht einmal die Grundschule vollständig absolviert hatten, könnten sich keine Studiengebühren für sie leisten. Conor lieh ihr die 30 Dollar, die sie brauchte, um sich an der medizinischen Fakultät zu bewerben, und als sie angenommen wurde, griff er auf seine Ersparnisse zurück, um die 3000 Dollar jährlich zu bezahlen, die Isemondes Medizinstudium kostete. Isemonde tat das Ihrige dazu: Sie lernte bei Kerzenlicht und ging die acht Kilometer lange Strecke zur Universität nicht selten zu Fuß, um die zwölf Cent für die Busfahrkarte zu sparen. Um so begabten Schülern wie Isemonde ein Studium zu ermöglichen, gründete Conor das Haitian Education and Leadership Program (HELP), das den besten Oberschulabsolventen aus ganz Haiti Stipendien für ein Universitätsstudium zur Verfügung stellt. Um eine nachhaltige Finanzierung des Programms sicherzustellen, müssen die Stipendiaten sich verpflichten, in ihren ersten neun Berufsjahren jeweils 15 Prozent ihrer Einkünfte an HELP abzuführen. Mehr als 150 Studenten und Studentinnen absolvieren derzeit dank dieses Förderprogramms ein Studium – und Isemonde ist inzwischen Ärztin.

Segensreiche Auswirkungen solcher Hilfsangebote können sich auf beiden Seiten einstellen. Es sind nicht nur die Isemondes, die profitieren, sondern auch die Helfenden selbst. Immer mehr amerikanische Schüler lernen etwas über die Welt und über den Dienst an der Ge-

meinschaft, weil ihre Schule eine Schule in einem ärmeren Land unterstützt oder vielleicht sogar eine errichtet. Die World Assistance for Cambodia hat die Möglichkeit geschaffen, für 45 000 Dollar eine Dorfschule mit drei Klassenzimmern zu bauen. Viele Amerikaner finden aber auch ihren eigenen Zugang. So lernte Seth Donnelly, Lehrer an einer High School im kalifornischen Los Altos, in einem Gästehaus auf Haiti zufällig die einheimische Schulrektorin Réa Dol kennen. Aus dieser unverhofften Begegnung ist eine dauerhafte Beziehung entstanden, und bis heute hat Donnellys High School nicht weniger als 200 000 Dollar für eine von Dol neu gegründete Schule für Kinder aus armen haitianischen Familien aufgebracht. «Wir hätten das ohne die Schüler von Los Altos nie geschafft», sagte uns Dol, als sie uns durch die neue Schule führte. Jeden Sommer besucht eine Schülergruppe aus Los Altos Haiti, um Schüler von ihrer Partnerschule kennenzulernen und ihnen Englisch-Nachhilfe zu erteilen. Es wäre sicher zu dick aufgetragen, wenn wir sagen würden, die Schüler aus Los Altos hätten genauso viel profitiert wie die haitianischen, aber zweifellos hat die Erfahrung den kalifornischen Schülern einen Blick auf die Welt eröffnet, der ihnen vom Klassenzimmer aus nicht möglich gewesen wäre.

Hilfsprojekte laufen heute auch deshalb häufig besser – und mit mehr Transparenz –, weil es immer mehr lokal verwurzelte Projektleiter wie Réa Dol gibt, die die örtlichen Verhältnisse kennen und wesentlich kostengünstiger arbeiten als ausländische Helfer. Es ist, ob in der Bronx oder in einem Slum auf Haiti, von unschätzbarem Wert, Problemlösungsideen mit lokalen Verantwortlichen abzuklären, die einheimische Gruppen für neue Projekte gewinnen können.

Wir haben schon früher über Tererai Trent geschrieben, die in einem Dorf in Simbabwe aufwuchs, nur ein Jahr Grundschule absolvierte und heute trotzdem etwas Neues geschaffen hat. Tererai wurde im Alter von elf Jahren mit einem Mann verheiratet, der sie schlug, und sie war eine Viehhirtin ohne Schulbildung, als sie mit Jo Luck zusammentraf, dem damaligen Direktor von Heifer International, der sie aufforderte, ihre Ziele niederzuschreiben. Es wirkte grotesk, aber Tererai äußerte den Wunsch, in den Vereinigten Staaten zu studieren, einen College-Abschluss zu machen und den Magister- und sogar den Dokortitel zu erwerben. Sie steckte den Zettel mit ihren Zielen in einen Plastikbeutel, tat diesen in eine Blechdose und vergrub die Dose unter





Tererai Trent mit Schülern vor einer Schule in Simbabwe, deren Bau sie initiiert hat

einem Felsstück auf der Weide, auf der ihr Vieh graste. Sie begann ein Fernstudium, schlug sich dabei glänzend und wurde schließlich mit einem Stipendium zum Studium an der Universität von Oklahoma zugelassen. Nachdem sie dort ihren Bachelor gemacht hatte, kehrte sie nach Simbabwe zurück, grub die Blechdose mit dem Zettel aus und strich das erste niedergeschriebene Ziel durch. Zurück in den USA, machte sie ihren Magister, flog wieder nach Hause und strich das zweite Ziel durch. Schließlich legte Tererai Trent 2009 an der Western Michigan University ihre Doktorprüfung ab – und kehrte zu der Viehweide in Simbabwe zurück, um die Blechdose noch einmal auszugraben und auch ihr letztes Ziel durchzustreichen.

Heute arbeitet Dr. Tererai Trent für Save the Children und organisiert den Bau von Schulen, so dass auch andere Kinder ihre Träume wahr machen können. Sie hat eine Stiftung gegründet, die sie Tinogona genannt hat, was in der Shona-Sprache so viel bedeutet wie «es ist erreichbar» und ihr persönliches Mantra ist. 2014 hat sie ihre erste Schule eröffnet, und zwar in ihrem Heimatdorf. Wenn Tererai vor Eltern und Kindern in Simbabwe darüber spricht, wie wichtig es ist, auch Mädchen eine Schulbildung zu geben, und wenn sie neue Schulen in abgelegenen Dörfern plant, tut sie das mit sehr viel größerer Glaubwürdigkeit, als irgendein von außen Kommender sie jemals haben könnte.

Erfolgreiche Menschen blicken oft geringschätzig auf die herab, die arm oder obdachlos sind. Eine Wissenschaftlerin von der Princeton University, Susan Fiske, hat mit Hilfe von Gehirnscans gezeigt, dass Personen, die es weit gebracht haben, wenn sie Bilder von armen Leuten sehen, diese wahrnehmen und einstufen, als handle es sich nicht um Menschen, sondern um Sachen. Sie betrachten Armut zuweilen als Ausdruck eines moralischen Versagens und sehen sich selbst als Verkörperung einer simplen «Wahrheit»: Man lernt und studiert fleißig, arbeitet gewissenhaft, bringt Opfer für die Zukunft, hält sich an die Gesetze und betätigt sich als des eigenen Glückes Schmied. Dieser Weg ist freilich sehr viel schwerer zu begehen, wenn jemand im Bauch eines minderjährigen Mädchens heranwächst, das während der Schwangerschaft trinkt, so dass das Kind mit alkoholbedingten fetalen Schädigungen auf die Welt kommt. Oder wenn man in einer extrem armen Wohngegend als Kind einer alleinstehenden Mutter aufwächst, die einen öfter ausschimpft als in die Arme nimmt, in einer Umgebung ohne Kinderbücher. Wir werden uns mit einer Studie der University of Minnesota befassen, aus der hervorgeht, dass die elterliche Zuwendung, die ein Kind in seinen ersten dreieinhalb Lebensjahren erfährt, eine bessere Vorhersage für den Schulerfolg erlaubt als sein Intelligenzquotient.

Einer der stärksten bestimmenden Faktoren dafür, dass jemand in Armut endet, ist die Herkunft aus armen Verhältnissen. Unser Lebensweg wird, wie Warren Buffett es ausgedrückt hat, allzu oft von der «Eierstock-Lotterie» bestimmt. Wir schwärmen so gern vom amerikanischen Traum, aber dieser Traum ist ausgewandert: In Europa ist die

wirtschaftliche Mobilität heutzutage größer als in den Vereinigten Staaten. Wer in den USA in die untersten 20 Prozent des Einkommensspektrums hineingeboren wird, hat nur eine Chance von 1 zu 12, im Lauf seines Lebens in die oberen 20 Prozent aufzusteigen – im klassenbewussten Großbritannien liegt diese Chance bei 1 zu 8. Wir werden uns gründlich in die für die USA und andere Länder so schädlichen Teufelskreise von Armut und Bildungsdefiziten vertiefen und uns mit Strategien befassen, die sich als geeignet erwiesen haben, diese Teufelskreise zu durchbrechen. Und wir werden dabei zeigen, dass frühzeitige Interventionen – beginnend in der Zeit der Schwangerschaft und der Säuglingsphase und im Weiteren bis zum Vorschulalter – den Teufelskreis der Armut auf besonders kosteneffektive Weise zu durchbrechen vermögen. In der Vergangenheit sind unsere Bemühungen nicht selten daran gescheitert, dass sie zu spät einsetzten.

John Rawls, einer der brilliantesten philosophischen Köpfe des 20. Jahrhunderts, plädierte mit überzeugenden Argumenten dafür, über die Chancengerechtigkeit in einer Gesellschaft aus der Warte eines hinter einem «Schleier des Nichtwissens» postierten Beobachters zu urteilen – aus einer Position der Ungewissheit darüber, ob wir in dieser Gesellschaft als Kind eines Investmentbankers oder einer minderjährigen Mutter zur Welt kommen werden, in einem grünen Villenvorort oder in einem Innenstadtbezirk, in dem sich kriminelle Banden tummeln, ob wir gesund oder behindert geboren werden, schlau oder begriffsstutzig, privilegiert oder benachteiligt. Das ist ein scharfes analytisches Werkzeug – und wer von uns wäre dagegen, Kindertagesstätten zu finanzieren, wenn wir uns vorstellen müssten, eines jener benachteiligten Kinder zu sein, das von einem Platz in einer solchen Einrichtung profitieren würde? Vergessen wir nicht, dass es nicht nur vom Grad unserer eigenen Tüchtigkeit und Selbstdisziplin abhängt, ob wir im Kreis einer liebevollen Familie aufwachsen oder uns obdachlos auf der Straße herumtreiben, sondern von einer kaum zu durchschauenden Mixtur aus Glück, Neurochemie, Erziehungsstil, Genetik und von außen kommender Hilfe. Sehen wir ein, dass Erfolg im Leben ein Resultat nicht nur unserer Tat- und Willenskraft ist, sondern auch günstiger Ausgangsbedingungen und frühkindlicher Erfahrungen – und dass Mitgefühl kein Anzeichen von Schwäche ist, sondern eine zivilisatorische Errungenschaft.

Die Aufgabe besteht darin, eine Kultur des Altruismus und der Empathie zu entwickeln, die den Menschen das Bedürfnis nach gesellschaftlichem Engagement einimpft. Eine Kultur nicht des Du oder Ich, sondern des Wir. Diese Entwicklung hat bereits eingesetzt, und die Fortschritte bei der Verbreitung von Empathie in den letzten 250 Jahren sind erstaunlich. Die erste große gesellschaftliche Bewegung mit dem Ziel, anderen zu helfen – anstatt mehr für die eigene Gruppe zu fordern –, war der Kampf gegen die Sklaverei, der in den 1780er Jahren in Großbritannien einsetzte, und die erste internationale Hilfskampagne zur Linderung globaler Armut entstand im Verlauf der Hungersnot durch die Kartoffelfäule im Irland der 1840er Jahre. (Die Hilfsbereitschaft hatte ihre Grenzen: Königin Victoria bat den Sultan des Osmanischen Reichs, die von ihm angebotenen 10000 Pfund für die Rettung der Iren nicht zu spenden, weil er damit ihre eigene Spende in Höhe von 2000 Pfund in den Schatten gestellt hätte.) Heute findet man an den Pinnwänden fast jeder Universität ein Plakat mit einem Unterstützungsauftrag für eine Gruppe irgendwo auf der Welt; im historischen Maßstab betrachtet, ist das freilich ein ziemlich neues Phänomen. Hühner und Rinder erfreuen sich heute wahrscheinlich größerer Fürsorge als vor ein paar Jahrhunderten Sklaven oder Einwanderer. Peter Singer, Professor an der Princeton University, ist der Philosoph dieser im Wachsen begriffenen humanitären Bewegung, Steven Pinker, Psychologe in Harvard, ihr Chronist, der Sänger Bono ihr Troubadour; an ihre Fersen hat sich ein unübersehbarer und weiter anwachsender Tross gewöhnlicher Spender und freiwilliger Unterstützer geheftet.

Es ist ein Terrain, das manchmal als entmutigend empfunden wird, aber nichts könnte falscher sein. Einige der größten Erfolge, die die Welt erlebt hat, haben ihren Ausgang von Bewegungen genommen, die angetreten waren, um Ungleichheiten oder Ungerechtigkeiten zu beseitigen, von der Sklaverei bis zum Hunger. Es ist gerade erst eine Generation her, dass die Organisation Mothers Against Drunk Driving maßgeblich dazu beitrug, die Einstellungen zum Alkohol am Steuer zu verändern, was uns jedes Jahr Tausende Verkehrstote erspart. Umweltschützer haben erfolgreich dafür gekämpft, dass verbleites Benzin verboten wurde; das hat die Beeinträchtigung des Gehirnwachstums bei Säuglingen durch Bleiablagerungen vermindert und den durchschnittlichen Intelligenzquotienten von Kindern in den

USA und anderswo um mehrere Punkte erhöht. Der verbesserte Zugang zu Empfängnisverhütungsmitteln hat in den USA seit 1991 zu einem Rückgang der Zahl minderjähriger Mütter um mehr als 50 Prozent geführt. Revolutionäre Fortschritte bei der Bekämpfung der Kindersterblichkeit gingen einher mit dem Einsatz von Impfstoffen, mit Therapien gegen Durchfall, mit der Erforschung von Spurenelementen und der Verbesserung von Ernährungspraktiken – mit der Folge, dass die Kindersterblichkeit weltweit von 20 Millionen Fällen 1960 auf 6,6 Millionen heute zurückgegangen ist, obwohl die Zahl der Kinder auf der Welt zugenommen hat. Die Weltbank hat sich jetzt nichts Geringeres vorgenommen, als die extreme Armut, die für den größten Teil der Geschichte unserer Spezies das Los der meisten Menschen war, bis 2030 zu eliminieren. Immense Herausforderungen und Ungerechtigkeiten bleiben bestehen, nicht zuletzt in den USA und anderen wohlhabenden Ländern, doch die Fortschritte, die wir erzielen, sind ein Indiz dafür, was erreichbar ist, wenn wir den Weg entschlossen weitergehen. Wir verfügen nicht über perfekte Werkzeuge oder unerschöpfliche Ressourcen, weder als Individuen noch als Nationen, aber wir können es besser machen, wenn wir unsere Herzen und Hirne dafür einsetzen.

Wir haben dieses Buch vor allem geschrieben, um andere – Reiche wie Arme – zu ermutigen, sich an dieser Kampagne zur Verbesserung der Welt zu beteiligen. Als Erstes wollen wir uns mit den Zweifeln so vieler Menschen auseinandersetzen, die sich fragen, ob Spenden oder die Mitarbeit in Hilfsorganisationen wirklich etwas bewirken können. Wir werden auch erkunden, wie manche Schrittmacher des gesellschaftlichen Wandels und manche Wirtschaftsführer neue Ideen dafür entwickeln, wie Hilfe am besten funktioniert, und wie sie dabei neue Ansätze unterstützen, etwa den Einsatz gewinnorientierter Unternehmen, die nachhaltig arbeiten können, weil sie Geld verdienen.

Man begegnet häufig einem nicht geringen Zynismus gegenüber wohltätigen Organisationen, der in manchen Fällen berechtigt ist; aber die Fallstricke, die existieren, sollten niemanden von dem Versuch abhalten, einen positiven Einfluss auf das Leben anderer Menschen zu nehmen. In einem Post Skriptum zu jedem Kapitel werden wir jeweils eine Person oder Organisation beleuchten, um zu zeigen, wie sich Veränderung erreichen lässt.

Wenn Leute über selbstlose Hilfe für andere reden, kann das leicht in sentimentale oder gar frömmelerische Seifigkeit abrutschen. Es geht aber auch ganz anders. Wenn wir aktiv werden, um zu helfen, und insbesondere wenn wir das in geselligem Zusammenwirken mit anderen tun, hat das nichts mit Askese und Opferbereitschaft im Stile Gandhis zu tun. Es kann vielmehr ein Quell der Erfüllung oder sogar der Freude sein. Im Verlauf der letzten zwei Jahrzehnte hat sich ein wachsender Stapel von Belegen dafür angesammelt, dass gesellschaftliches Engagement – einschließlich tätiger Hilfe für andere – unsere seelische und körperliche Gesundheit fördert und uns eine höhere Lebenserwartung beschert. Eine wissenschaftliche Studie zur Sterblichkeit, die 7000 Personen einbezog, hat ergeben, dass das Sterberisiko bei den Männern und Frauen mit den am geringsten ausgeprägten Sozialbeziehungen mehr als doppelt so hoch war wie bei denen, die das dichteste Netz an Sozialbeziehungen unterhielten, und zwar unabhängig von der körperlichen Verfassung. Vielleicht ist es dieses tief in uns verwurzelte Bedürfnis nach Geselligkeit, das unser Verlangen nach einem sinnerfüllten Leben erklärt. Wir fragen uns nach unserem Daseinszweck, machen uns Gedanken darüber, was wir der Nachwelt hinterlassen.

Die empirische Beweislage verdichtet sich zweifellos. Von den Erwachsenen, die an einer Schädigung der Koronararterie leiden, laufen diejenigen, die sozial isoliert sind, ein 2,4 mal höheres Risiko als andere, an einem Herzinfarkt zu sterben. Bei Rattenweibchen beschleunigt soziale Isolation den Alterungsprozess, erhöht das Risiko von Brustkrebs und verkürzt die Lebenserwartung – allerdings kann niemand sagen, ob entsprechende Zusammenhänge auch beim Menschen gelten. Neuere Forschungen lassen auch Rückschlüsse auf den biologischen Mechanismus zu, der für diese Auswirkungen geringer Sozialkontakte verantwortlich ist: Letztere induzierten eine chronische Entzündungsneigung, besonders bei Männern, und diese erhöht wiederum das Krankheits- und Todesrisiko. Es gibt natürlich viele Mittel und Wege, gesellschaftliche Kontakte zu knüpfen, ohne zu helfen und zu geben – man kann zum Beispiel in einen Kegelklub eintreten. Die Forschungsbefunde legen jedoch den Schluss nahe, dass gesellschaftliche Aktivitäten, die Hilfe für andere beinhalten, besonders gesund und erfüllend sind. Dem Altruismus wohnt allem Anschein nach eine mächtige Auftriebskraft inne, sowohl für unsere Gesundheit als auch

für unser Lebensglück, und er ist tief in der Neurochemie des Menschen verankert.

Kleinkinder, die noch nicht sprechen können, zeigen in Experimenten Ansätze altruistischen Verhaltens, indem sie etwa einen Erwachsenen, der sich scheinbar am Finger verletzt hat, zu trösten versuchen (oder anbieten, ihren Teddybär mit ihm zu teilen). Wenn man das Gehirn eines Menschen, der sich verletzt hat, und das Gehirn eines anderen, der Zeuge dieser Verletzung geworden ist, tomographiert, sind die aktivierten Bereiche fast deckungsgleich; das bedeutet, dass das Leiden anderer Menschen uns auf neuronaler Ebene Schmerzen bereitet. Die «Lustzonen», die in Gehirnscans aufleuchten, wenn wir ein Geschenk bekommen, etwas Delikates essen, flirten oder Sex haben, leuchten auch auf, wenn wir anderen helfen. Wir haben uns selbst tomographieren lassen, um zu sehen, wie sich unsere Lustzonen verhalten, wenn wir Geld für einen guten Zweck spenden. Aber halt, wir wollen unsere Geschichte der Reihe nach erzählen. Lassen wir es fürs Erste mit der Aussage bewenden, dass es keine heroische Selbstüberwindung ist, wenn wir anderen helfen, sondern eine Quelle der Freude und Erfüllung in unserem hektischen, oft materialistischen Leben. Es gibt nicht viele Dinge, die mehr egoistische Lust bereiten als der Altruismus.

Sehen Sie also im Geben bitte nicht ein schnödes Mittel für einen Steuerabzug, sondern eine Chance, Sinn und Spaß in Ihr Leben zu bringen. Es gibt Organisationen, die anderen helfen, indem sie Galadiners veranstalten oder zu Partys in einer Bar einladen. Sie haben die Wahl zwischen zahllosen Initiativen unterschiedlichster Art, für Grundschulkinder, Großmütter und alles dazwischen.

Vor einer Generation konnten wir uns auf kaum mehr als ein Bauchgefühl stützen, wenn wir den Versuch machten, etwas zu bewegen und mehr Sinn und Befriedigung in unser Leben zu bringen. «Zurückgeben» war dann das, was wir in der Adventszeit taten, wenn wir uns über unser Scheckheft beugten und eine mehr oder weniger zufällige Auswahl trafen. Doch in den letzten Jahren haben uns die besagten Fortschritte in Neurologie und Ökonomie, zusammen mit einer reichen Ernte an wissenschaftlich begleiteten Experimenten, ein sehr viel genaueres Wissen darüber beschert, was wir sinnvollerweise tun können, um weltweit für mehr Chancengerechtigkeit zu sorgen – und

uns zugleich die Chance auf sehr viel mehr persönliche Befriedigung und Freude am Geben zu eröffnen. Nicht zuletzt deswegen haben wir uns den Titel dieses Buches aus einem Essay des bedeutenden chinesischen Schriftstellers Lu Xun geborgt. Ein Pfad zeichnet sich heute ab, den wir einschlagen können, wenn wir einen positiven Einfluss auf die Welt um uns herum nehmen wollen. Es ist ein Pfad der Hoffnung und Zuversicht, aber auch ein Pfad der persönlichen Erfüllung; im typischen Fall beginnen wir mit dem Versuch, andere zu emanzipieren, und enden damit, dass wir auch uns selbst emanzipieren.





## Die Macht der Hoffnung

Brot zu essen ohne Hoffnung,  
bewahrt uns nicht vor  
dem langsamen Hungertod.  
Pearl S. Buck

Ein Kenianer namens Kennedy

Eines der größten Elendsviertel Afrikas ist Kibera, eine endlose Ansammlung mäandernder unbefestigter Gassen und zusammengebastelter Behausungen in Nairobi. Kriminalität ist allgegenwärtig, Müll und Kloaken ebenfalls. Manche Leute verrichten ihre Notdurft in Plastikbeutel und entsorgen diese dann, indem sie sie so weit wie möglich fortschleudern – «fliegende Toiletten» heißt das im Volksmund. Das Leben kann hier geruchsintensiv, furchterregend und deprimierend sein; auf dem Lehm der Gassen kann man junge Männer liegen sehen, die volltrunken oder von Drogen betäubt alle Viere von sich strecken. Sie haben aufgegeben.

Hier ist Kennedy Odede aufgewachsen. Er kam als Sohn einer 15-jährigen ledigen Mutter zur Welt, in deren Umfeld man erwog, ihn gleich nach der Geburt umzubringen – dies entsprach der Stammestradition für unehelich geborene männliche Babys. (Damit sollte verhindert werden, dass sie später Männer aus anderen Familien der Vaterschaft bezichtigten und Erbensprüche geltend machten.) Doch die Stammesältesten entschieden, das Kind zu verschonen, und zwar aus zwei Gründen: Zum einen war gerade eine Dürre zu Ende gegangen, und man interpretierte es als gutes Omen, dass Kennedys Geburt zeitlich mit dem Einsetzen langersehnter Regenfälle zusammenfiel. Zum anderen kam er (ohne ärztliche Hilfe) als Steißgeburt zur Welt, und es gibt eine lokale Überlieferung, der zufolge ein Kind, das mit den Füßen zuerst herauskommt und überlebt, zu einem Anführer heranwachsen wird. Die Ältesten beschlossen also, den Knaben am Leben zu lassen,

und taufte ihn auf den Namen eines Mannes, der für sie der Inbegriff von Führungskraft war, Präsident John F. Kennedy. Zugleich verpassten sie ihm aber den Mittelnamen Owiti, was so viel wie «unerwünscht» bedeutet.

Kennedy Odedes Mutter konnte weder lesen noch schreiben, und er erfuhr nie, wer sein Vater war. Alles sprach dafür, dass Kennedy irgendwann einer der arbeitslosen jungen Männer sein würde, die besinnungslos herumlagen, zumal er noch sieben Geschwister bekam und nie Schulunterricht erhielt. Wenn er Glück hatte, kriegte er einmal am Tag zu essen. «Wir waren nie satt, deshalb tranken wir jede Menge Wasser», erinnert er sich. Als Siebenjähriger verkaufte er auf dem Markt Erdnüsse, um einen Beitrag zum Überleben seiner Familie zu leisten. Seine Mutter heiratete dann einen Mann, der sie und auch Kennedy brutal misshandelte, wobei dem Jungen auffiel, dass seine Anwesenheit offenbar die Neigung des Stiefvaters, seine Mutter zu schlagen, verstärkte. Deshalb lief er mit zehn Jahren von zu Hause fort und begann ein Leben als Straßenkind. Er übernachtete unter den Verkaufsständen auf dem Marktplatz.

Trotz alledem loderte in dem jungen Kennedy eine schwer erklärliche Zuversicht in Bezug auf seine Zukunft – vielleicht wusste er, dass die Stammesältesten von ihm die Übernahme einer Führungsrolle erwarteten. «Ich glaube, manche Menschen werden einfach mit einem Vorrat an Hoffnung geboren – es klingt seltsam, das so zu sagen, aber mir fällt keine andere Erklärung ein», sagt er. «Ich wachte immer besonders früh auf, gegen vier Uhr morgens, entschlossen, aus jedem Tag etwas Besseres zu machen als aus dem vorigen Tag.» Während er den Sonnenaufgang beobachtete, dachte er über etwas nach, das seine Mutter den Kindern eingeschärft hatte, wenn sie besonders großen Hunger hatten: *Ihr solltet dankbar sein für die Dinge, die den Reichen und den Armen in gleicher Weise geschenkt werden, wie das Sonnenlicht.*

Ein paar Monate lang besuchte der Junge eine informelle Straßenschule und lernte das Alphabet. Da er das Schulgeld nicht aufbringen konnte, musste er den Unterricht abbrechen, aber in der Folge beschäftigte er sich eingehend mit Wörtern und versuchte, sie auszusprechen und zu verstehen. Ein Junge aus der Nachbarschaft namens Omondi, der eine staatliche Schule besuchte und zu den besten Schülern gehörte, gab Dinge, die er dort gelernt hatte, an Kennedy weiter.

Kennedy brannte darauf, zu lernen und zu lesen. Wann immer er auf dem Markt Fetzen von alten Zeitungen fand, setzte er alles daran, Wörter und Sätze zu entziffern; dabei holte er sich auch Hilfe von anderen. Ein Priester in Kibera war vom Lesehunger Kennedys so beeindruckt, dass er ihm ein Englisch-Wörterbuch schenkte, das für Kennedy zum Schlüssel für die Weiterentwicklung seiner Fähigkeiten wurde; danach nahm eine Nonne sich des Jungen an und erteilte ihm privaten Leseunterricht.

Kennedys optimistisches Naturell wurde regelmäßig auf die Probe gestellt. Ein guter Freund, Boi, wurde von Polizisten, die ihn beim Stehlen erwischt hatten, erschossen. «Weil er einer aus dem Slum war, brachten sie ihn einfach um», sagte uns Kennedy. Calvin, ebenfalls ein guter Freund, hatte es irgendwann satt, in einem Viertel mit einer Arbeitslosenquote von 80 Prozent unentwegt Arbeit zu suchen, und versuchte es mit Drogen. Eines Abends ging Kennedy Calvin besuchen und erhielt, als er an dessen Tür klopfte, keine Antwort. Er stieß die Tür auf und erblickte Calvin an einem Strick hängend. Er hatte eine Notiz hinterlassen: «Ich kann so nicht weiterleben.»

Einer der Umstände, die Kennedy wahrscheinlich vor einem Leben als Kleinkrimineller bewahrten, war seine Ungeschicklichkeit als Dieb. Als Zwölfjähriger versuchte er einmal, als der Hunger ihn quälte, aus einem Laden eine Mango zu klauen, und wurde erwischt. Mitglieder einer Art Bürgerwehr, die auf dem Marktplatz für Ordnung sorgte, verprügelten den Jungen schwer und hätten ihn vielleicht totgeschlagen, wenn nicht ein vorbeikommender Pfarrer sich erbarmt und die Mango bezahlt hätte. Für Kennedy war das eine so schreckliche Erfahrung, dass er sich nie wieder traute, etwas zu stehlen.

Immer wieder beeindruckte Kennedy Ausländer, die nach Kibera kamen, mit seinem unbändigen Lerneifer. Als er 15 war, schenkte ein Wissenschaftler, der Kibera besuchte, ihm eine Biographie Nelson Mandelas. Die Lektüre verzauberte Kennedy. Er träumte davon, es Mandela nachzutun. Zwei Jahre später schenkte ihm ein zu Besuch weilender Amerikaner das Buch *A Testament of Hope. The Essential Writings and Speeches of Martin Luther King, Jr.* Kennedy kämpfte sich durch das anspruchsvolle Englisch und war fasziniert von dem, was er in dem Buch über die Organisation des Gemeinwesens von unten nach oben las. Die Lektüre inspirierte ihn dazu, selbst einen Beitrag zur

Verbesserung der Welt zu leisten, eine Bewegung in Gang zu setzen. Er hatte unterdessen das Glück gehabt, einen Job zu finden: Zehn Stunden pro Tag lud er Gasflaschen auf und ab, für einen Tageslohn von einem Dollar. Er kaufte einen billigen Fußball und gründete einen Jugendfußballklub, um junge Leute zusammenzubringen, ihnen eine Perspektive zu eröffnen und sie für die Herausforderungen des Alltags fit zu machen.

«Wir redeten über den Mangel an Jobs, über die Kriminalität, die Übergriffe gegen Frauen und die Armut», erinnert sich Kennedy. «Diese ganze Negativität hat schon die Hoffnung von vielen ausgelöscht. Viele dieser jungen Leute glaubten nicht mehr daran, dass wir ohne Geld eine Bewegung in Gang setzen könnten, und sie sagten, es sei töricht, es auch nur zu versuchen. Ich sagte ihnen, dass es viele Dinge gab, die wir ohne Geld tun konnten. Wir konnten Straßentheater machen, um die Leute auf bestimmte Themen aufmerksam zu machen, oder eine gemeinschaftliche Saubermach-Aktion anleiern oder unser eigenes Entwicklungsprogramm für den Wohnbezirk starten.»

Kennedy wusste, dass er nicht bloß einen Fußballklub aufbauen wollte, sondern eine echte Bewegung nach dem Vorbild der von Mandela und King geführten Bewegungen. Er suchte seinen Freund George Okewa auf, der in Kibera eine führende Rolle spielte, und sie zerbrachen sich den Kopf darüber, wie sie die Bewegung nennen sollten. «Ich sagte George, dass es nach meiner Meinung eine Krankheit gibt, die sogar noch mehr Menschen umbringt als die Armut», erzählt er. «George dachte, ich redete von HIV/AIDS, aber die Krankheit, von der ich sprach, war die Hoffnungslosigkeit. George dachte einen Augenblick darüber nach und stimmte mir dann zu – das war das schlimmste Leiden unserer Gemeinschaft und bildete auf vielerlei Weise die Ursache für alle unsere anderen Probleme. Ich fasste den Entschluss, meiner neuen Bewegung einen Namen zu geben, der etwas mit Hoffnung zu tun hatte.» Sie warfen einander ein paar Ideen zu, darunter «Shining Hope for Kibera». Kennedy hatte aber den Ehrgeiz, mehr als nur ein einzelnes Elendsviertel umzukrempeln, und so beschloss er, die Bewegung «Shining Hope for Communities» zu nennen, abgekürzt SHOFCO.

Shining Hope sollte nach dem Willen Kennedys den sexuellen Missbrauch von Mädchen thematisieren, ein Riesenproblem in Kibe-

ra, das ihn ganz persönlich berührte, weil zwei seiner Schwestern mit nur 16 Jahren vergewaltigt worden waren und eine Schwangerschaft davongetragen hatten. Manchen Schätzungen zufolge besteht bei der Hälfte aller Frauen Kiberas das erste sexuelle Erlebnis in einer Vergewaltigung. Shining Hope rückte dem Thema mit den Mitteln des Straßentheaters zu Leibe: Kennedy und eine Gruppe seiner Freunde tauchten plötzlich auf einer der schmalen Lehmstraßen im Viertel auf und stimmten ein wildes Geheul an, um die Aufmerksamkeit der Anwohner zu wecken, und dann begannen sie mit der Aufführung dessen, was sie «Hinterhalt-Theater» nannten – improvisierte Stücke, die Vergewaltigungen brandmarkten, die Botschaft verkündeten, dass «nein» nichts anderes bedeutet als «nein», oder einfach die Männer aufforderten, Kondome zu benutzen. In einem Wohnviertel ohne jedes Unterhaltungsangebot wurde das Straßentheater schnell zum Stadtgespräch.

Diese Aktivitäten hatten für Kennedy und seine Freunde auch eine therapeutische Funktion. Die jungen Leute waren bettelarm, doch sie waren jetzt keine passiven Empfänger mehr, sondern aktive Organisatoren. Sie lernten etwas über die heilende Kraft des Helfens, die Stärke, die daraus erwächst, dass man für eine gute Sache kämpft. Anstatt einfach zu versuchen, Kibera hinter sich zu lassen, versuchten sie, Missstände dort zu beseitigen, und damit verschafften sie sich Respekt in den Lehmgassen ihres Viertels. Manche nannten Kennedy ironisch den «Bürgermeister», und tatsächlich bereitete es ihm eine immense Genugtuung, es mit gesellschaftlichen Problemen wie sexueller Gewalt und Analphabetentum aufzunehmen, anstatt selbst ein Teil des Problems zu sein. Ausländern, die helfen wollen, erklärt Kennedy mit einem Anflug von Ungeduld, dass es natürlich stimmt, dass es in Kibera an sauberem Trinkwasser und guten Schulen fehlt und dass dagegen etwas getan werden muss. Doch die größte Hürde, die es zu überwinden gelte, sei, so betont er mit Nachdruck, das lähmende Gift der Hoffnungslosigkeit.

Kennedy wurde eingeladen, auf einer Konferenz in Nairobi über das von ihm gegründete Straßentheater zu sprechen. Im Publikum saß ein Theaterdirektor aus Denver. Dieser erzählte später in Denver einer Freundin von dem Vortrag: Jessica Posner, die an der Wesleyan University studierte und vorhatte, ein Studienjahr in Kenia zu verbringen. Jessica war elektrisiert. Sie schrieb an Kennedy und fragte an, ob sie an

seinem Straßentheater mitarbeiten könne. Nach Rücksprache mit seinen Freunden sagte Kennedy ihr zu. Doch nach ihrer Ankunft sorgte Jessica für Streit, weil sie darauf bestand, im Elendsviertel Kibera zu wohnen.

«Kommt nicht in Frage», sagte Kennedy ihr rundheraus. «Nie hat es eine weiße Person gegeben, die so leben konnte.» Er erklärte ihr, dass es weder elektrischen Strom noch fließendes Wasser gab und dass man in der Nacht Besuch von Ratten erhalten konnte. Er warnte sie eindringlich vor «fliegenden Toiletten». Jessica ist eine kleine und hübsche junge Frau mit braunem Haar und sanften Gesichtszügen; sie wirkt zerbrechlich, und alle machten sich große Sorgen um sie. Doch sie bestand darauf, in Kibera zu wohnen.

«Wenn ihr in diesen Verhältnissen leben könnt, kann ich das auch», sagte sie zu Kennedy. Sie wollte keine Außenstehende sein, nicht in der Beletage der Hilfsorganisationen und ihrer Mitarbeiter leben, und sie wollte nicht anders behandelt werden, nur weil sie weiß und Amerikanerin war. Sie hatte das Gefühl, dass sie Kibera nie begreifen würde, wenn sie nicht dort wohnte. Kennedy erlaubte ihr schließlich, probeweise bei seiner Familie in Kibera einzuziehen, wo sie sich einen Raum mit vier anderen teilte. Er war überzeugt, dass sie nach einem Tag genug haben würde.

Jessica erlitt in der Tat einen Kulturschock, als sie sich in Kibera einquartierte. Die schmutzigen Außentoiletten, die Ratten – alles war so, wie man es ihr geschildert hatte. «Ich bin kein Naturbursche; ich hasse Camping», sagt sie; doch hatte sie den Versuch, es ihr auszurenden, als Herausforderung empfunden und war entschlossen, keinen Rückzieher zu machen. Sie biss die Zähne zusammen und hielt durch, obwohl sie sich mehrmals ernsthafte Erkrankungen holte. Jessica half Kennedy und seinen Freunden beim Schreiben von Szenen für ihre Theateraufführungen, die bis dahin reine Improvisationskunst gewesen waren. Mit der Zeit lernten die jungen Männer Jessicas gute Ideen schätzen. Sie mochte aus einer anderen Welt kommen, aber sie hatte das Herz auf dem richtigen Fleck, war gescheit und erwies sich als wertvoller Zugewinn.

Jessica war fasziniert von Kennedy, der zwei Jahre älter war als sie. Er hatte Charisma und verfügte über einen scharfen, wenn auch ungeschliffenen Verstand. Er vertraute ihr seinen Traum an, vielleicht eines

Tages eine richtige Schule zu absolvieren. Freilich hatte er kein Geld und auch nicht die Voraussetzungen, um die Zulassungsprüfungen für weiterführende Schulen in Kenia zu bestehen. Jessica schlug eine Lösung vor: Kennedy solle darauf verzichten, die Grund-, Mittel- und Oberschule nachzuholen, und solle sich stattdessen direkt an der Wesleyan University in Denver bewerben. «Die vergeben Stipendien», erklärte sie ihm. Im Laufe ihrer Gespräche mit Kennedy über dieses Thema kamen sie einander näher. Kennedy erzählte ihr, es sei ein lokaler Brauch, dass ein Gastgeber seinen Gast an der Hand durch das Viertel führe; so ließ sie schüchtern zu, dass er ihre Hand hielt, wenn sie kamen und gingen. Als sie herausfand, dass er diesen «Brauch» frei erfunden hatte, fühlte sie sich nicht hereingelegt, sondern geschmeichelt, und sie wurden ein Liebespaar.

Auf Drängen Jessicas erklärte sich das Zulassungsbüro der Wesleyan University bereit, eine Bewerbung von Kennedy Odede zu prüfen. Da er keine amtlichen Zeugnisse oder formalen Prüfungsergebnisse vorlegen konnte, schrieb er Aufsätze über seine Herkunft und seinen Lebensweg. Am Ende nahm die Universität Kennedy auf, ausgestattet mit einem Vollstipendium, doch dann verweigerte ihm die US-Botschaft in Nairobi zweimal ein Studentenvisum. Im dritten Anlauf klappte es schließlich, und Kennedy traf zusammen mit Jessica im Herbst 2008 in Denver ein, wo Jessica sich für ihr letztes und Kennedy für sein erstes Studienjahr einschrieb.

Während Kibera Jessica fast überfordert hatte, sah sich jetzt Kennedy von der Wesleyan University überfordert. «Es war für mich das erste Mal, dass ich genug zu essen hatte, das erste Mal, dass ich eine Dusche nahm, das erste Mal, dass Nahrungsbeschaffung kein Riesenthema war», sagt er. «Ich musste meine Mutter anrufen, um sicher zu gehen, dass ich nicht gestorben und in den Himmel gekommen war.»

Bis zu diesem Augenblick war Shining Hope eine Bewegung, keine Hilfsorganisation. Sie bestand seit sechs Jahren, ohne je Spenden oder anderweitige Hilfe von außen erhalten zu haben, und das bedeutete, dass ihr «Betriebskapital» ziemlich genau gleich Null war. An der Wesleyan University begann Kennedy Odede, von seinem nächsten großen Traum für SHOFCO zu sprechen: der Eröffnung einer Mädchenschule in Kibera. Ein Mittel, mit dem man den Kampf gegen sexuellen Missbrauch führen konnte, bestand nach seiner Überzeugung darin,



Mädchen eine Ausbildung zu ermöglichen, so dass die Gesellschaft größeren Respekt vor ihnen haben würde. Eine Mädchenschule konnte, so glaubte er, zur treibenden Kraft für einen breiter angelegten «Solidarpakt» im Elendsviertel werden. Natürlich konnte Shining Hope das nicht aus eigener Kraft stemmen; man würde Dritte um Unterstützung bitten müssen. Jessica Posner beschloss, mit einer Spende von 3000 Dollar voranzugehen – den gesamten Ersparnissen, die sie bis dahin als Babysitterin und Kellnerin zusammengekratzt hatte.

«Meine Familie glaubte, ich hätte den Verstand verloren», erinnert sie sich. Ihren Eltern war ihre Kenia-Begeisterung von Anfang an nicht geheuer gewesen; Jessica hatte ihnen nie davon erzählt, dass sie in Kibera gewohnt hatte, aus Angst, sie würden «ausrasten». Auch Jessicas Beziehung zu Kennedy sahen sie mit gemischten Gefühlen. Auf der einen Seite fanden sie ihn umwerfend charmant, und die ganze Familie verliebte sich in ihn. Auf der anderen Seite mussten sie mit ansehen, wie ihre noch studierende Tochter sich mit Haut und Haaren einem Jungen aus einem kenianischen Slum verschrieb und bereit war, ihm ihre gesamten Ersparnisse anzuvertrauen. «Du solltest einmal innehalten und dir überlegen, wie das alles praktisch funktionieren kann», riet ihr Vater ihr. Doch Jessica Posner bot ihren Eltern die Stirn, wie sie zuvor Kennedy und dem Zulassungsbüro der Universität ihren Willen aufgezwungen hatte. Ihre Eltern gaben klein bei, als sie erkannten, wie wichtig ihrer Tochter das Schulprojekt war.

Kennedy und Jessica erhielten für die Mädchenschule Förderzusagen von Projects for Peace, DoSomething.org, der Newman's Own Foundation und von Echoing Green. Im Sommer 2009 nahm die Mädchenschule von Kibera den Betrieb auf, zunächst für drei Altersstufen: Krippe, Kindergarten und erste Klasse. In Kibera selbst ergoss sich eine Welle der Hilfsbereitschaft über das Projekt, nicht zuletzt weil es aus der Mitte des Stadtviertels selbst entstanden und nicht von außen her eingetragen worden war. Zwar waren Jessica Posner und einige andere Weiße involviert, aber der Leiter des Projekts war unbestritten der «Bürgermeister» von Kibera, Kennedy Odede.

Jessica blieb in Kibera, während Kennedy für die Fortsetzung seines Studiums an die Wesleyan zurückkehrte und versuchte, das Projekt von dort aus via Skype zu dirigieren. Auf sich allein gestellt, stieß Jessica manchmal an ihre Grenzen. «Ich habe viel Murks gemacht», gibt



Kennedy Odede und Jessica Posner mit Schülerinnen ihrer Schule in Kibera, einem Elendsviertel der kenianischen Hauptstadt Nairobi

sie zu. So bat eine kenianische Bekannte sie einmal, ihr mit einem Darlehen für die Bezahlung von Schulgebühren auszuhelfen. Jessica gab ihr das Geld und merkte zu spät, dass sie einer Betrugsmasche aufgesessen war. «Ich war sicher, das Richtige zu tun», sagt sie. Tatsächlich hatte sie genau das Klischee von den Weißen bestätigt, die als naive Weltverbesserer auftreten und sich melken lassen. Jessica nahm sich daraufhin noch entschiedener vor, in solchen Dingen immer den Rat von Kennedy und anderen Einheimischen einzuholen. «Ich kann die besten Absichten der Welt haben, aber es kann vorkommen, dass ich sie nicht umsetze.»

Nachdem Kennedy Odede 2012 mit seinem Studium fertig geworden war (und in der Abschlusszeremonie als Studentenvertreter gere-

det hatte), heirateten er und Jessica auf amerikanischem Boden und kehrten dann nach Kibera zurück. Sie erlangten für ihre Projekte und Pläne mehr Aufmerksamkeit, Unterstützung und finanzielle Förderung und nutzten diesen Rückenwind, um SHOFCO auszubauen, so dass schließlich mehr als 50 000 Einwohner Kiberas ihre Bildungsangebote in der einen oder anderen Form nutzen konnten. Andere Vorhaben kamen hinzu, etwa der Bau eines zehn Meter hohen Wasserturms, der es ermöglichte, die Einwohner zuverlässig mit chloriertem Trinkwasser zu versorgen. Die Leute bekamen das Wasser nicht umsonst, sondern zahlten einen (wenn auch geringen) Preis dafür, der sicherstellte, dass der Wasserturm ein sich selbst tragendes Projekt war. Als Nächstes kam eine Klinik, die HIV-Tests, pränatale Vorsorge, Empfängnisverhütung und Krebs-Vorsorgeuntersuchungen anbot und mit einer elektronischen Patientendatenbank arbeitete. Kennedy und Jessica nutzten die Klinik als Stützpunkt für öffentliche Gesundheitskampagnen wie etwa die massenhafte Verabreichung von Entwurmungsmitteln oder Kurse für frischgebackene Mütter zum Thema Stillen. Sie starteten auch eine Mikrokredit-Initiative, eine öffentliche Bibliothek, eine Stadtteilzeitung namens *Ghetto Mirror* und ein Programm von Berufsbildungskursen. Schließlich errichtete Shining Hope sogar hygienisch saubere öffentliche Toilettenanlagen, darunter eine, die Methan liefert und mit diesem Gas die Küche der Mädchenschule von Kibera versorgt.

Die Schule wurde zum Herzstück von Shining Hope und zum ganzen Stolz Kiberas. Man kann vernünftigerweise die Annahme vertreten, dass es in einem Ort wie Kibera besser wäre, eine drittklassige Schule für Tausende Schüler zu haben als eine erstklassige für ein paar Dutzend. Doch Odede wollte die höchstmögliche Qualität; er sah in der Schule nicht nur eine Bildungseinrichtung, sondern ein Werkzeug zur Heranziehung neuer Führungspersönlichkeiten, zur Hebung des allgemeinen Selbstwertgefühls in Kibera. Er wollte eine Zitadelle des Stolzes, ein Vorzeigeobjekt, das demonstrieren würde, dass Kibera es mit jeder anderen Stadt in Kenia aufnehmen konnte. In diesem Sinne kleidete die Mädchenschule ihre Schülerinnen von Anfang an in hübsche Uniformen und bot die besten Lehrer und Klassenzimmer auf, die zu bekommen waren. Die Schülerzahl wurde auf 20 pro Klasse begrenzt, obwohl die Zahl der Anmeldungen erheblich höher war.



**Die Jahresabschlussparty für Schülerinnen an Kennedys und Jessicas Mädchenschule in Kibera. Die meisten Mädchen schneiden bei Tests besser ab als gleichaltrige US-amerikanische Schüler, und das obwohl für viele Englisch ihre dritte Sprache ist**

Der Schulbesuch war kostenlos, doch mussten die Eltern sich verpflichten, für fünf Wochen pro Jahr ihre Arbeitskraft zur Verfügung zu stellen. Ebenso mussten sie sich verpflichten, an den monatlichen Versammlungen teilzunehmen. Die Auswahlkommission hielt bei den Kindern, die sich bewarben, nach zwei Qualitäten Ausschau – die größten Chancen hatten die ärmsten und die intelligentesten. Die Konkurrenz war erbittert, denn um die 20 Plätze in jeder neuen Hortgruppe für die unter Dreijährigen bewarben sich fast 500 Kinder. Die Kunde von der neuen Schule verbreitete sich, und bald schauten ausländische Besucher vorbei – und hinterließen große Schecks. Das Mother's Day Movement, gegründet von einer Frau aus Connecticut in der Absicht, den Muttertag mit etwas Sinnvollerem als Blumen zu

feiern, wählte Shining Hope in einem Jahr zu seinem Förderprojekt Nummer eins, mit der Folge, dass bei SHOFCO Spenden in Höhe von 130 000 Dollar eingingen – genug, um ein schönes neues Schulgebäude mit 20 Klassenzimmern für Kinder vom Hortalter bis zur achten Klasse zu errichten. Viele US-amerikanische Familien sponsern mit jeweils 1200 Dollar pro Jahr ein Mädchen, mit dem sie in Kontakt stehen und Fotos austauschen. Diese individuelle Förderung, die von Jahr zu Jahr verlängert werden kann, umfasst die ärztliche Betreuung der Familien der Schülerinnen, Kurse für die Eltern zum Umgang mit Geld und Erziehungsberatung. Partnerschaften mit amerikanischen Schulen wurden angebahnt, und jeden Sommer reisen amerikanische Schüler nach Kenia, um mit ihren Altersgenossen dort zu arbeiten. Wenn die Mädchen acht Klassen durchlaufen haben, sollen sie nach dem Willen der Schule auf die besten weiterführenden Schulen Kenias wechseln. Manche wechseln sogar auf eine High School in den Vereinigten Staaten, und man hofft, dass einige der ausländischen Förderer des Projekts diesen Schülerinnen vielleicht auch ein Universitätsstudium finanzieren.

Die Klassenzimmer der Mädchenschule von Kibera sind warm und einladend, mit Kunstwerken von Schülerhand an den Wänden und lernbegeisterten Schülerinnen, die mit wildem Armwedeln darum wetteifern, aufgerufen zu werden. Anderswo in Kibera liegt die Lehrer-Schüler-Quote bei 1 zu 80, an dieser Schule bei 1 zu 8, und der Unterricht findet 50 Wochen im Jahr statt. In einer Unterrichtsstunde im Fach Schreiben, der wir beiwohnten, wurden die Mädchen zum Abfassen «saftiger Sätze» angeleitet: Die Übung bestand darin, vorgefertigte, in einer formelhaften, farblosen Diktion gehaltene Sätze sprachlich umzugestalten und mit Szenen, Emotionen und aktiven Verben aufzupeppen. In der Mädchenschule von Kibera hallen Lachsalven durch die Korridore; die Mädchen sind vorlaut, selbstbewusst und finden Besucher aufregend. Sie posaunen ihre Englischkenntnisse laut heraus. Englisch ist zwar für die meisten dieser Mädchen nur die dritte Sprache, doch zeigen neuere Erhebungen, dass 86 Prozent von ihnen im Englischunterricht bessere Leistungen bringen als Schüler desselben Jahrgangs in den USA. Einige Zweitklässlerinnen erreichen beim Lesen das Niveau der siebten Klasse. Bei Leistungsvergleichen innerhalb des kenianischen Schulsystems belegte die Mädchenschule

von Kibera zuletzt den ersten Platz in ihrem Schulbezirk, und das obwohl die Kinder aus den allerärmsten Familien eines Elendsviertels kommen.

«Eines der Mädchen hat die Idee, sie sollte Präsidentin von Kenia werden», erzählte uns die Kindergärtnerin Julia Alubala. «Die Kleine fragt uns: ›Was muss ich tun, um Präsidentin zu werden?‹ Diese Mädchen werden zu Sternen heranwachsen. Aus ihren Reihen werden in Zukunft mehr Kennedys hervorgehen.» Shining Hope setzt die Mädchen auch als Botschafterinnen ein, die bei den Bewohnern des Viertels die Nachricht vom hohen Wert der Bildung verbreiten. Eine der Schulhymnen hat den folgenden Text:

Ich bin hier, um euch zu sagen: Auch ich habe meine Rechte,  
Ein Recht zu leben, ein Recht zu essen,  
Ein Recht auf Kleidung und ein Recht auf Bildung.  
Bildung ist es, die mir hilft, Pilotin zu werden,  
Die mir hilft, Ärztin zu werden oder Lehrerin zu werden.  
Eltern, gebt mir Bildung! Bildung ist der Schlüssel!

53

Einige der Probleme, denen diese Kinder begegnen, werden sich natürlich nicht in Luft auflösen. «15 Prozent dieser Kinder sind vergewaltigt worden», raunte Jessica uns zu, als die Mädchen an einem Vormittag in die Klasse marschierten. «Ein fünfjähriges Mädchen wurde jeden Morgen vergewaltigt.» Bei zwei Mädchen aus der Vorschulklasse bildeten sich Fisteln als Folge von Vergewaltigungen, eines wurde inkontinent an Blase und Darm. Bei einem Mädchen musste der Gebärmutterhals, bei einem anderen die Gebärmutter operativ repariert werden. Da klar war, dass Mädchen, die in ständiger Angst vor Vergewaltigung lebten, sich mit dem Lernen schwertaten, startete Shining Hope eine Kampagne gegen die faktische Straflosigkeit sexueller Gewalt. Dazu gehörten die Eröffnung eines schützenden Hauses und öffentliche Aufforderungen an Mädchen und ihre Eltern, ohne Angst vor Stigmatisierung Vergewaltiger bei der Polizei anzuzeigen. Gleichzeitig wurden die Strafverfolgungsbehörden aufgefordert durchzugreifen.

Wir begleiteten Familienberater von Shining Hope, als sie mit betroffenen Mädchen und ihren Familien zum Polizeirevier Kilimani in Nairobi gingen, um Anzeige wegen Vergewaltigung zu erstatten. Die

Angehörigen Idas, eines vierjährigen Mädchens, das von einem Nachbarn vergewaltigt und dabei so schwer verletzt worden war, dass es operiert werden musste, nahmen zwei Wochen arbeitsfrei, um Ida ärztlich versorgen zu lassen und den Vergewaltiger hinter Schloss und Riegel zu bringen; doch das einzige Resultat ihres wiederholten Vorsprechens bei der Polizei war das Angebot eines Beamten, für ein Bestechungsgeld im Gegenwert von 11,50 Dollar den Täter festzunehmen. Die Familie lehnte das ab. Es ist denkbar, dass die Polizei von der Familie des Vergewaltigers ein Schmiergeld erhielt, denn der Fall blieb unbearbeitet, und aus der Akte verschwanden immer wieder Dokumente. Fassunglos erlebten wir mit, wie ein Polizeibeamter drohte, nicht den Vergewaltiger, sondern Idas Angehörige zu verhaften, weil sie ihre Tochter «fahrlässigerweise» allein gelassen hatten.

Ein anderes Mal begleiteten wir einen Rechtsberater von Shining Hope und zwei 13 bzw. 14 Jahre alte Mädchen zum Polizeirevier, um einen Nachbarn anzuzeigen, der die beiden vergewaltigt hatte. Wieder schien es, als wolle die Polizei die Hand aufhalten: Nach acht Anhörungsterminen auf dem Revier – von jeweils mehrstündiger Dauer – dümpelte der Fall noch immer vor sich hin. Die Polizei ließ die Familie über immer neue Stöckchen springen, überließ es den Opfern, Zeugen aufzutreiben und sie zur Polizeistation zu bringen. Dann mussten sie der Polizei Kosten für Papier und Schreibgerät für die Protokollierung der Zeugenaussagen erstatten. Editar Adhiambo, eine 25-jährige Betreuerin, die selbst mit sechs und später noch einmal mit 15 Jahren vergewaltigt wurde, sagte uns, solche Geldforderungen seien normal. Kennedy sei ihr Idol, vertraute Editar uns an; voller Hingabe klärt sie die Mädchen in ihrem Umfeld darüber auf, wie wichtig Selbstbestimmung und Bildung sind. «Der Mensch muss Hoffnung essen», erklärt sie den Leuten. «Arbeitet fleißig. Verschlaft nicht euer Leben. Hört auf, in den Tag hineinzuträumen. Setzt euch hin, entspannt euch und konzentriert euch auf eure Ziele, auf eure Ausbildung. Es gibt keinen besseren Freund als ein Buch. Es wird euch nicht betrügen, nicht belügen, wird euch nicht sagen: <Editar, geh einen trinken. Editar, lass dich auf Sex ohne Kondom ein.> Es wird euch sagen: <Wenn du Sex hast, benutze ein Kondom. Wenn du trinkst, tue es in Maßen, und vielleicht ist es am besten, du tust es gar nicht.>»

Jessica Posner plaudert heute mit Leuten, die sie in Kibera trifft, auf



Suaheli und Luo. (Kennedy Odede ist Angehöriger der Volksgruppe der Luo, wie übrigens auch der Vater von Barack Obama.) Während Kennedy der charismatische Volkstribun ist, der darauf brennt, das Modell Shining Hope nach Mathare zu exportieren, Nairobis anderem großen Elendsviertel, ist Jessica die Systematikerin, zuständig für strenge Messverfahren und wissenschaftliche Evaluierungen, um festzustellen, welche Ansätze funktionieren und wie ihr Kosten-Nutzen-Verhältnis aussieht. Kibera ist nach wie vor ein zuweilen gefährlicher Ort, doch Jessica sagt, sie fühle sich dort vollkommen sicher, weil die Gemeinschaft auf sie aufpasse. Einmal logierte sie, als Kennedy nicht da war, in einer Wohnung am Rande von Kibera und hörte in der Nacht Einbruchsgerausche. In panischer Angst rief sie telefonisch Freunde in Kibera zu Hilfe; sie schlugen Alarm, und sofort machte sich eine Gruppe junger Kiberaner im Eiltempo auf den Weg. Sie trafen gerade noch rechtzeitig ein, um die Räuber in die Flucht zu schlagen. Jessica war geschockt, aber ansonsten unversehrt.

«Sie hat gegessen wie die Einheimischen, sie hat gewohnt wie die Einheimischen», erklärt Ortsvorsteher George Okewa. «In den Augen der Leute ist sie eine von ihnen.» Die große Stärke von Shining Hope besteht nach Ansicht Okewas darin, dass die Menschen in Kibera darin ein Eigengewächs sehen, gepflanzt von einem der Ihren und geleitet von Leuten aus ihrer Mitte. Man spürt und sieht das im Viertel auf Schritt und Tritt. Wenn die Leute Schulmädchen sehen, deuten sie auf sie und finden lobende Worte für ihre Schuluniform. Bewundernd sehen sie zu, wie die Mädchen sich nach dem Mittagessen im Freien die Zähne putzen. Das fließende Englisch der Kinder entlockt ihnen Ahs und Ohs. Eine Gemüsehändlerin schüttelt den Kopf und sagt: «Man würde nie auf die Idee kommen, dass es mitten in Kibera so eine Schule geben könnte.»

Als Fernziel schwebt Kennedy und Jessica vor, dass Shining Hope in vielen Städten Ostafrikas als eine von unten wachsende Organisation Wurzeln schlägt, die nicht nur Bildung anbietet, sondern auch Hoffnung. «Es ist ein Startpunkt, von dem aus man sein Leben und auch ein ganzes Gemeinwesen verändern kann», sagt Kennedy. «Eine der niederschmetternden Realitäten von Kibera war für mich immer dieses Gefühl einer ungeheuren Verschwendung menschlichen Potenzials. Hoffnung wird nicht alle Probleme lösen, vor denen wir stehen,



aber sie erinnert uns an die Verheißungen der Phantasie und der Kreativität – Dinge, von denen ich weiß, dass sie bei armen Leuten im Überfluss vorhanden sind.»

## Sechs Schritte, die Sie in den nächsten sechs Minuten tun können

1. Schreiben Sie eine E-Mail an Freunde mit der Frage, ob sie interessiert sind, einen informellen Spenderkreis aufzubauen, der sich monatlich trifft, um zu erkunden, wie man für wirksame Veränderungen zum Besseren auf der Welt sorgen kann – vielleicht bei Drinks oder einem gemeinsamen Essen, damit es mehr Spaß macht. Vielleicht sind Sie aber auch in einem Verein aktiv, den Sie zum regelmäßigen Spenden bewegen können.

2. Denken Sie darüber nach, ein Förderprogramm für Kleinkinder zu unterstützen. Die Möglichkeiten sind vielfältig: Sie können sich etwa für einen monatlichen Beitrag in der Größenordnung von 30 Euro als Sponsor für ein kleines Kind in Ihrem eigenen Land oder im Ausland eintragen, zum Beispiel im Rahmen von Save the Children oder einem anderen Programm.

3. Besuchen Sie [www.againstmalaria.com](http://www.againstmalaria.com) und ziehen Sie eine Spende in Erwägung, mit der Moskitonetze für bedürftige Familien gekauft werden können, um sie vor Malaria-Überträgern zu schützen. Ein Netz kostet rund fünf Euro und bietet zuverlässigen Schutz. Wenn das nicht effizient ist!

4. Checken Sie die Website von GlobalGiving. Sie eröffnet Ihnen Zugang zu Projekten in aller Welt, darunter viele der in diesem Buch vorgestellten. Sie können einem Mädchen in Kenia den Besuch von Kennedy Odedes Schule ermöglichen, die HeroRats unterstützen, die in Afrika Landminen ausfindig und unschädlich machen, oder tausend andere Initiativen fördern.

5. Werden Sie Fürsprecher. [www.one.org/de](http://www.one.org/de) bietet Ihnen die Möglichkeit, sich an Petitionen für evidenzbasierte Investitionen im Bereich der globalen Gesundheitsfürsorge und für die Bekämpfung von Armut zu beteiligen.

6. Registrieren Sie sich als Organspender. Damit können Sie im Falle Ihres Todes bis zu acht anderen Menschen das Leben retten. In Deutschland können Sie sich unter [www.organspende-info.de](http://www.organspende-info.de) registrieren. Teilen Sie Ihren Facebook-Freunden Ihren Organspender-Status mit, so dass diese sich vielleicht animiert fühlen, ebenfalls Organspender zu werden. Ziehen Sie auch Ihre Angehörigen ins Vertrauen, damit sie Ihre Wünsche kennen und im Zweifelsfall die Ärzte darüber informieren können.

Sie brauchen selbstverständlich nicht jeder der Empfehlungen auf dieser Liste zu folgen. Wir wollen damit nicht bestimmte Organisationen unterstützen, sondern Ihnen nur Ausgangspunkte für weitere Recherchen bieten. Betrachten Sie das als Einladung, sich auf einen Weg zu machen, der Sie zu einem weitergehenden Engagement führen kann, mit dem Sie der Welt etwas Gutes tun können – und sich selbst auch.



Nicholas D. Kristof / Sheryl WuDunn

# **Die Hälfte des Himmels**

Wie Frauen weltweit  
für eine bessere  
Zukunft kämpfen

C.H.Beck

## Stimmen zu *Die Hälfte des Himmels* von Nicholas D. Kristof und Sheryl WuDunn

«Die Berichte in *Die Hälfte des Himmels*, die auf jahrelange Recherchen der beiden Pulitzer-Preisträger zurückgehen, sind mehr als journalistische Reportagen. Sie zeigen uns die Welt der Unsichtbaren, der machtlosen und entrechteten Frauen. Sie sorgen dafür, dass diese Welt ernst genommen wird. Und sie zeigen jedem Leser, jeder Leserin, was ganz konkret gemacht werden kann. Ein brillantes Plädoyer!»

*Iris Berben*

«*Die Hälfte des Himmels* ist ein Buch, das die Anprangerung schrecklicher Zustände mit der klaren Hoffnung verbindet, die Lage von Frauen hier und jetzt zu verbessern. Überzeugende Handlungsmöglichkeiten werden aufgezeigt – ein leidenschaftliches, aufrührendes und pragmatisches Buch!»

*Ulrich Wickert*

«Dieses Buch ist ein Ereignis. (...) Einmal geöffnet, will es um keinen Preis mehr zwischen die beiden Buchdeckel passen. So sensationell die Reportagen sind, so beeindruckend die Eleganz ist, mit der Nicholas D. Kristof und Sheryl WuDunn massenhaft länderspezifische Informationen verarbeitet haben, ohne dass je die Spannung nachließe – man folgt dieser bedrückenden Reise um die Welt tatsächlich atemlos (...). Die Biologin Rachel Carson hat 1962 ihr Sachbuch *Der stumme Frühling* vorgelegt, die Initialzündung der weltweiten Umweltbewegung. Von diesem Format ist auch *Die Hälfte des Himmels*.»

*Oliver Jungen, Frankfurter Allgemeine Zeitung*

«Die Geschichten (...) schneiden direkt ins Herz. (...) Ihre Botschaft: Wir alle können die Welt verbessern, ganz konkret und jederzeit!»

*Freundin*

«Mehr als eine Weltreise zu den Gepeinigten und Erniedrigten dieser Welt. Für jedes entsetzliche Schicksal, das die weitgereisten Autoren aus eigener Anschauung schildern, präsentieren sie auch eine Geschichte, die von Hoffnung kündigt.»

*Cathrin Kahlweit, Süddeutsche Zeitung*

«Das Werk des Journalistenpaares Nicholas Kristof und Sheryl WuDunn ist kein Allerweltsprodukt. Es ist eine mit viel Kenntnis, gesundem Menschenverstand, Mitgefühl und auch Humor vorgebrachte Streitschrift – für das gute Leben, für die freie Entscheidung, für Bildung, Arbeit und Vorankommen, für das Recht jedes Einzelnen, sein Schicksal selbstbestimmt in die Hand zu nehmen, für ein Leben in Unversehrtheit. (...) Die Probleme sind bekannt. Endlich sieht man Lösungen am Horizont.»

*Andrea Seibel, Die Welt*

«Die Journalisten Nicholas D. Kristof und Sheryl WuDunn (...) haben viel Leid gesehen. Zu viel. Sie wollen die Welt wachrütteln. (...) Aus bewegenden Reportagen entstand der Bestseller *Die Hälfte des Himmels*.»

*ELLE*

«Zentrales Ziel ist es, dem Leser Empathie abzugewinnen. Und das schafft der Text zweifellos.»

*Lamya Kaddor, Deutschlandradio Kultur*

«Wenn man davon überzeugt ist, dass man auf ein gewaltiges moralisches Verbrechen gestoßen ist, kann man es nicht damit bewenden lassen, darüber zu berichten. Man muss versuchen, etwas zu ändern. Eben dies macht ihr Buch (...) so ungewöhnlich. Nicht nur in Bezug auf seine Rechercheergebnisse und erschütternden Inhalte, sondern auch in seinem eisernen Willen zur Veränderung. Von der ersten Seite an werben die beiden unumwunden um die Unterstützung und das Engagement des Lesers.»

*Ed Pilkington, der Freitag*

«Packend geschrieben.»

*Sabine Pamperrien, Deutschlandfunk*

«Man möchte sofort vom Sofa aufspringen, um die Welt zu ändern. Das ist wohl eines der größten Komplimente, die man Sachbuchautoren machen kann.»

*Sibylle Hamann, Der Falter*

## Unkorrigierte Leseprobe

Fotos: S. 4, 24, 51: Nicholas D. Kristof / S. 5, 49: Audrey Hall / S. 19: Samantha Paul / S. 21: Patricia Gerideau / S. 32: Tsvangirayi Mukwazhi

Die Originalausgabe des Buches erschien 2014 unter dem Titel *A Path Appears. Transforming Lives, Creating Opportunity* bei Alfred A. Knopf.

Copyright © 2014 by Nicholas D. Kristof and Sheryl WuDunn

Die deutsche Ausgabe erscheint nach Vereinbarung mit Alfred A. Knopf, einem Imprint von The Knopf Doubleday Group / Random House, LLC.

Für die deutsche Ausgabe:

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2015

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Umschlagentwurf: Kunst oder Reklame, München

Umschlagabbildungen: © Thinkstock

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier  
(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)

Printed in Germany

Werbemittel-Nummer: 257136

[www.beck.de](http://www.beck.de)